Oberndorf.

Dritter Theil.

Oberndorf.

Roman

von

Robert Prutz.

Intermissa diu rursus....

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Inhalt.

Fünftes Buch.

Eine düstere Geschichte.

Sechstes Buch.

Das Wiedersehen.

Fünftes Buch.

Eine düstere Geschichte.

Erstes Kapitel.

Der Vermittler.

Nach der Schilderung, die wir am Schluß unsers vorigen Abschnitts von der Stellung entworfen, welche Eduard, wenn auch unter fremdem Namen, im Hause des Grafen einnahm, wird man nun auch den allgemeinen freudigen Zuruf begreifen, mit welchem seine Ankunft in jenem kritischen Augenblick, da die schwarze Nanni verwundet zusammenbrach und der schöne Heinrich in rasender Wuth die Hand gegen seinen Herrn zu erheben wagte, begrüßt ward. So peinlich der Moment war, so beruhigend wirkte das Eintreten des Magisters (wie wir ihn nach der Sitte des Hauses nun ja wol auch nennen müssen); selbst Tante Lucinde athmete hoch auf und konnte bei sich selbst die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Herr Anton, wie er da so stattlich einhergeschritten kam, doch ein ganz anderer Mann sei als der Prediger, dessen passives Verhalten während des ärgerlichen Auftritts ihr höchlich misfallen hatte.

In der That war unser Freund bei allen im Hause,

hoch und niedrig, Herrschaft und Gesinde, in hohem Grade beliebt und wurde in allen kleinen häuslichen Angelegenheiten, die eines Vermittlers bedurften, um seinen Rath und Beistand angesprochen. Er verdankte diese Auszeichnung, deren er selbst sich nicht einmal bewußt war, weniger seinem diplomatischen Talent, das in Wahrheit sehr gering, als vielmehr der Unbefangenheit und Ehrlichkeit seiner Natur und seinem lebhaften Drange, ohne Rücksicht auf sich selbst und sein eigenes Interesse andern behülflich und dienstbar zu sein. Es war dieselbe Gutmüthigkeit und derselbe Trieb zu helfen und zu dienen, der ihn drei volle schöne Jahre hindurch in jenem kleinen garstigen Städtchen festgehalten hatte, das ihm selbst im Grunde des Herzens so wenig zusagte, blos weil man ihn daselbst lieb hatte und weil die Bürger des Städtchens sich einbildeten, keinen bessern und zuverlässigern Lehrer für ihre Kinder bekommen zu können. Hier aber, in Schloß Oberndorf, kam dazu, daß er sich eines geheimen Unrechts bewußt war, und so betrachtete er es als seine ganz besondere Pflicht, sich einem jeden, der seine Vermittelung in Anspruch nahm, dienstbar zu erweisen und jedes kleinste Wölkchen der Unzufriedenheit oder des Misvergnügens, das an dem Horizont der von ihm so aufrichtig verehrten Familie aufzusteigen drohte, zu zerstreuen und zu beseitigen. Der junge Mann hatte dadurch in dem Oberndorf'schen Hause einen Einfluß erlangt, der weit größer war, als er selbst es ahnte, und gerade diese Ahnungslosigkeit, mit der er sich desselben bediente, trug nur dazu bei, seine Stellung zu befestigen und seinen Einfluß zu vermehren. Selbst Graf Erdmann, so verschlossen er übrigens war, machte darin keine Ausnahme;

bereits haben wir gesehen, mit welchem Vertrauen er ihm auch jetzt die Ordnung dieser kritischen Angelegenheit überließ, und gewiß war dies Vertrauen, zumal bei dem Charakter des Grafen, der glänzendste Beweis von Achtung und Freundschaft, den er dem jungen Manne geben konnte.

Und doch war diesem sein Vermittleramt noch niemals so schwer geworden als in diesem Falle. Zwar die äußere Ruhe war mit der Entfernung des Grafen unschwer wiederhergestellt. Das erste, was Eduard that, war, daß er Elisen behülflich war, den Kranken, dessen Aufregung sich bei Eduard's Anblick ebenfalls verminderte, in sein Thurmzimmer zu bringen. Dann erst gewann er Zeit, nach dem verwundeten Harfenmädchen zu sehen.

Doch konnte die Verwundung so schlimm nicht gewesen sein, als es im ersten Augenblick schien. Als Eduard in den Garten zurückkam, fand er denselben leer; das Mädchen hatte also doch noch Kraft genug gehabt, sich allein nach Hause zu begeben. Franziska hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, ebenso Tante Lucinde; auch der Prediger hatte den schon seit längerm beabsichtigten Rückzug in seine nahe gelegene Pfarrwohnung glücklich angetreten.

Elise, an welche Eduard sich sonst in dergleichen Fällen am ersten zu wenden pflegte, war zu aufgeregt und auch zu sehr mit dem Befinden des kranken „Herrn" beschäftigt gewesen, als daß sie ihm über Veranlassung und Bedeutung des fraglichen Vorfalls hätte Rede stehen können. So ging Eduard denn in der verödeten Allee nachdenklich auf und ab, indem er sich vergebens bemühte, Licht in das tragische Ereigniß zu bringen. Daß die schwarze Nanni dem Grafen aufs äußerste verhaßt war, ja daß derselbe

sich allen Ernstes bemühte, sie womöglich gänzlich aus der Nachbarschaft zu entfernen, das war ihm allerdings bekannt. Auch theilte er selbst einigermaßen die Abneigung des Grafen. Die ungünstigen Gerüchte, welche über das Harfenmädchen umliefen, hatten Eduard während seines längern Aufenthalts in Oberndorf nicht verborgen bleiben können. Der unheimliche Eindruck, der sich seiner bemächtigt hatte, als er in der Frühe jenes zweiten Wandertags die schwarze Nanni im Kaleschwagen an sich vorüberrollen sah, war infolge dessen nicht allein geblieben, sondern hatte sich noch vermehrt; auch wer ihr Begleiter gewesen und wessen Livree derselbe getragen, wußte er jetzt oder glaubte es doch zu wissen. Inzwischen hatte er es sich zum Gesetz gemacht, jede Annäherung an die Oberndorf'schen Familiengeheimnisse — und daß es deren gab und zwar sehr verschiedene und sehr ungewöhnliche, das konnte freilich auch dem unbefangensten Sinne nicht entgehen — zu vermeiden, und so hatte er es absichtlich unterlassen, diesem Gegenstande weiter nachzudenken. Auch die Leidenschaft, welche der schöne Heinrich für das leichtfertige Harfenmädchen hegte, war ihm nicht unbekannt; doch hatte er es allerdings nicht für möglich gehalten, daß dieselbe jemals zu einem so gewaltsamen Ausbruch gelangen und zu so tumultuarischen Auftritten führen könne.

Inzwischen erinnerte er sich des Auftrags, welchen der Graf ihm hinterlassen, und da er Elisen nicht stören wollte, so beschloß er, wiewol nicht eben gern, sich bei Tante Lucinde melden zu lassen; von ihrer ihm wohl bekannten Redseligkeit durfte er die ausführlichste, wenn auch allerdings keine ganz ungeschminkte Darstellung des

Auftritts erwarten. Schon wandte er sich in dieser Absicht dem Herrenhause zu, als er — die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen und in der hohen schattigen Allee war es bereits ganz finster geworden — in dem benachbarten Gebüsch ein Geräusch vernahm und gleich darauf sich selbst leise beim Namen rufen hörte. Er erkannte die Stimme, es war der schöne Heinrich.

Auch Heinrich gehörte zu Eduard's Clienten. Der stattliche Bursche, der offenbar einen höher strebenden Sinn hatte, als er sonst bei Leuten seines Standes gefunden zu werden pflegt, und dem es doch mit aller Anstelligkeit und allem guten Willen nicht gelingen wollte, die Zufriedenheit des Grafen zu erwerben, interessirte ihn; bei den häufigen Mishelligkeiten, die zwischen Herrn und Diener ausbrachen und bei denen der Graf, zu Eduard's lebhaftester Ueberraschung, sich nicht selten einer ihm ganz unbegreiflichen Heftigkeit überließ, hatte er mehr als einmal den Vermittler gemacht und dadurch manche Zurechtweisung, bald verdient, bald unverdient, von dem armen Jungen abgewendet. Heinrich widmete ihm dafür eine Dankbarkeit und Verehrung, die dasselbe leidenschaftliche Gepräge trug, das überhaupt sein ganzes Wesen bezeichnete, und auch jetzt, in dieser verzweifelten Lage, in welcher er sich befand, war Eduard es, bei dem er seine Zuflucht suchte.

Der unglückliche Mensch, dem es allmählich klar zu werden schien, was er eigentlich begangen, sah ganz verstört und vernichtet aus.

„Um Gottes willen, Herr Magister", flüsterte er, „nur auf ein Wort; ich muß zu Grunde gehen, auf der Stelle, wenn auch Sie mich verlassen."

Eduard winkte ihm zu schweigen, indem er ihn zugleich bedeutete, voranzugehen in einen entlegenen Theil des Parks, wo sie vor jeder Ueberraschung sicher waren und wo Heinrich ihm ungestört sein Herz ausschütten konnte.

„Unglücklicher", sagte er hier zu ihm, „was ist geschehen und was hast du gethan? Die Hand gegen deinen Herrn erhoben — ich würde es nicht glauben und nicht für möglich halten, hätte ich es nicht selbst mit meinen eigenen Augen gesehen . . ."

„Ja wohl", sagte Heinrich dumpf und resignirt, „ich bin ein verlorener Mensch, mir bleibt nichts übrig als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder zu warten, bis der Herr Graf es thut. Und verdient habe ich es um ihn, dies und noch Schlimmeres."

„Aber wenn du das einsiehst", erwiderte Eduard, „wie konntest du dich von deiner Leidenschaft so hinreißen lassen? Der Graf ist der Herr, du bist der Diener; bin ich recht unterrichtet, so hat er sich deiner von Kindesbeinen angenommen, nicht wie ein Herr, sondern wie ein Vater, du bist ihm mehr Dank schuldig als irgendjemand auf Erden —"

„O hätte er es lieber nicht gethan", schluchzte Heinrich. „Freilich, freilich, solange ich denken kann, lebe ich hier im Schlosse, es ist kein Bissen Brot in meinen Mund gekommen, der mir nicht von der Hand des Grafen gereicht wäre, ohne ihn wäre ich der armselige Bettelbub geblieben, als welcher ich zuerst ins Schloß gekommen sein soll."

„Aber wenn du das selbst weißt und fühlst", warf Eduard ein, „warum zeigst du denn so wenig Dank-

barkeit? In welchen Verhältnissen wir Menschen auch leben mögen, immer werden einige sein, von denen wir abhängen und denen wir Rücksichten schuldig sind; verfährt der Graf zuweilen etwas streng mit dir und hält er dich kürzer als vielleicht nöthig, so solltest du dich des Guten erinnern, das dir durch ihn zu Theil geworden."

Heinrich stand in tiefes Nachdenken versunken; dann in die Höhe fahrend, mit ganz kalter entschlossener Stimme:

„Ja", sagte er, „der Herr Graf hat mir viel Gutes erwiesen, aber danken — nein, danken kann ich ihm doch nicht. Wozu hat er mich erzogen und was hat er aus mir gemacht? Einen armseligen Bedienten, einen Menschen ohne eigenen Willen und Gedanken, eine wandelnde Maschine, die hinter dem Stuhl stehen und Teller wechseln und Gewehre putzen muß, und wenn des Herrn Grafen Hunde spazieren geführt sein wollen, bei Sonnenschein oder Regen — heda Heinrich, marsch fort, wo bleibt der Faulenzer, die Herren Hunde wollen spazieren gehen! Ah, bester Herr Magister, Sie wissen nur nicht, was das heißt und wie schwer das ist, zu dienen — dienen jahraus jahrein, bei Tag und bei Nacht, immer diese Livree tragen, die mich brennt wie höllisches Feuer, und nie eine Stunde haben, wo man sich selbst gehört ... Oh", fuhr er fort, mit ganz leiser Stimme, indem er sich schüchtern umsah, als ob er fürchtete gehört zu werden, „Sie kennen auch den Herrn Grafen nicht, Sie wissen nicht wie schlimm er ist — das heißt sehr gütig, aber doch auch sehr schlimm ..."

Der arme Mensch verstummte, aber offenbar nur, weil er das richtige Wort für das, was er sagen wollte, nicht finden konnte. Eduard war aufs tiefste überrascht, in der

Seele eines Bedienten, eines Wesens, das auch er sich — mit aufrichtiger Beschämung mußte er es sich eingestehen — gewissermaßen nur als Maschine gedacht hatte, eine solche Welt widersprechender Empfindungen und Leidenschaften anzutreffen. „Wie wenig“, sagte er zu sich selbst, „kennen wir doch unsere nächste Umgebung! Und wie verbrecherisch ist diese Gleichgültigkeit, mit der wir einer an dem andern vorübergehen, unbekümmert um seine Kämpfe und Leiden! Das ist nun ein Mensch, gerade so organisirt wie ich, mit denselben Empfindungen, denselben Leidenschaften, denselben Bedürfnissen — aber er ist zum Dienen geboren, er trägt die Livree, er muß kommen, wenn ich ihn rufe, und gehen, wenn ich ihn schicke, und so sehe ich nur den Bedienten in ihm und vergesse, daß auch dieser Diener ein Mensch ist . . .“

Doch war es jetzt freilich weder die Zeit noch der Ort, diesen Gedankengang weiter auszuspinnen, vielmehr kam es ihm für den Augenblick nur darauf an, den Zusammenhang jenes traurigen Vorfalls zu erfahren und Heinrich zum Bewußtsein seines Unrechts zu bringen. Er erwiderte daher:

„Dienen, ich sagte es dir bereits, müssen wir alle, der eine auf diese, der andere auf jene Weise, der eine etwas leichter, der andere etwas schwerer, völlig frei aber ist niemand. Ward dir der Dienst des Grafen jedoch so verhaßt und trägst du die Livree mit solchem Widerstreben, warum sagst du es dem Grafen nicht? Warum bittest du ihn nicht, dich des Dienstes zu entlassen und dir deine Freiheit zurückzugeben? Du bist ja doch nicht sein Leibeigener . . .“

Aber kaum daß er das Wort ausgesprochen, als es ihm auch schon wieder leid that. Denn es brachte auf Heinrich eine unglückliche Wirkung hervor; mit völlig verändertem Ausdruck, in einem Tone des tiefsten Hasses und der grimmigsten Empörung rief er:

„Nicht wahr, sein Leibeigener bin ich nicht? Leibeigene — das sind ja wol Menschen, die als Sklaven geboren werden und als Sklaven in die Grube fahren? Nun gottlob! ich danke Ihnen für das Wort, Herr Magister — nein, ein Sklave bin ich nicht, der Graf aber behandelt mich wie seinen Sklaven, und das ist es, was ich nicht dulden will noch kann. Wie oft", fuhr er fort, „habe ich den Herrn Grafen um meine Entlassung gebeten! Ich tauge nicht zum Bedienten, ich weiß nicht, wozu ich eigentlich tauge, aber ich denke mir, so als Soldat, oder als Jäger, oder auch als Matrose, frei hinschwebend auf dem unendlichen Meere, so wäre mir wohler geworden! Allein der Graf hält mich ja wie in eisernen Ketten, ich darf mich ja nicht rühren, keinen Schritt darf ich gehen, ja keinen Gedanken darf ich denken, den er mir nicht vorgeschrieben —"

Auf diese Weise konnte das Gespräch zu keinem Ziele führen; Eduard beschloß, ihm durch eine directe Frage ein Ende zu machen und dann zu sehen, was sich in der Sache würde thun lassen, und ob es möglich, dem rebellischen Diener noch einmal die Verzeihung des Grafen zu erwirken.

„Und was ist nun", sagte er, „heute eigentlich vorgefallen, das dich in solche sinnlose Wuth versetzt hat? Bedenke nur, ein Diener, der die Hand gegen seinen Herrn

erhebt, vor aller Welt Augen, in Gegenwart der ganzen gräflichen Familie!“

„Aber bedenken Sie auch, Herr Magister“, erwiderte Heinrich, mit einem Ausdruck, der deutlich zeigte, wie überzeugt er von der Rechtmäßigkeit seiner Sache war, „der Herr Graf verlangte ja von mir, ich sollte die schwarze Nanni aus dem Garten werfen! Der Herr Graf hetzte ja Hunde auf die schwarze Nanni — bedenken Sie doch, auf die schwarze Nanni! . . .“

Es bedurfte noch einiges Hin- und Herredens, bis es Eduard endlich gelang, den armen Menschen, der sichtlich noch immer in der höchsten Aufregung war und kaum von seinen Sinnen wußte, zu einer leidlich zusammenhängenden Erzählung des Vorfalls zu veranlassen. Heinrich gestand seine Leidenschaft für das Harfenmädchen unverhohlen ein; er könne und möge ohne sie nicht leben, auch habe er den Grafen zu wiederholten malen fußfällig gebeten, ihm doch zu erlauben, daß er die schwarze Nanni heirathe, der Graf jedoch habe seine Zustimmung jedesmal mit größter Heftigkeit versagt.

„Und nicht wahr“, setzte er leise hinzu, „ich bin ja doch kein Leibeigener und brauche gar nicht die Erlaubniß des Herrn Grafen?“

Diese Leidenschaft für die schwarze Nanni war bei der veränderten Ansicht, welche Eduard über das Harfenmädchen gewonnen zu haben meinte, nun eben kein Umstand, der sein Interesse für Heinrich erhöhte; er stimmte in diesem Punkte in der Stille mit dem Grafen ganz überein und würde es ebenfalls bedauert haben, hätte ein ursprünglich so tüchtiger und fähiger Mensch wie der

schöne Heinrich in das Garn eines so leichtfertigen und unsteten Mädchens fallen sollen, wie die schwarze Nanni ohne Zweifel war.

„Aber soviel ich gehört habe“, sagte er, „so will die Nanni dich ja gar nicht; gesetzt auch, du erlangtest die Erlaubniß des Grafen oder auch du brauchtest sie in der That nicht, so kannst du doch das Mädchen nicht zwingen, dich zu lieben und zu heirathen?“

„Aber sie wird mich lieben“, rief Heinrich in höchster Ekstase, „sie wird mich ganz gewiß lieben! Wenn einst alle die reichen und vornehmen Anbeter, die sie jetzt mit Zärtlichkeiten verfolgen, sie verlassen, wenn sie arm, elend und im Unglück ist, dann wird sie sehen, wie treu ich bin, meine Treue wird sie rühren und ich werde dennoch der glücklichste aller Menschen werden!“

Eduard konnte nicht umhin, die Stärke dieses Glaubens im stillen zu belächeln. Doch fand er keine Veranlassung, denselben zu erschüttern; er hieß Heinrich für jetzt ruhig in seine Kammer gehen und das Weitere abwarten; wenn irgendmöglich, werde er noch heute seinetwegen mit dem Herrn Grafen sprechen und morgen in aller Frühe sollte Heinrich dann das Resultat erfahren. Bis dahin, wie gesagt, sollte er ruhig in seiner Kammer bleiben und sich vor allen weitern tollen Streichen hüten.

Heinrich versprach zu gehorchen. Doch sah Eduard wohl, indem er den Weg zum Schlosse einschlug, daß Heinrich ihm nicht folgte, sondern durch den Park ins

Freie ging. Er war jedoch bereits zu sehr mit den Vorstellnngen beschäftigt, die er dem Grafen machen wollte, und hielt sich überdies nicht für berechtigt, Heinrich's Entschlüsse zu beschränken; er ließ ihn daher gehen, während er selbst sich ins Schloß zurückbegab.

Zweites Kapitel.

Eine verfehlte Mission.

Die gemeinschaftliche Abendtafel, zu welcher die gräfliche Familie sich sonst zusammenzufinden pflegte und an der auch Eduard regelmäßig theilnahm, fand heute nicht statt; die Damen fühlten sich noch zu aufgeregt von dem Vorfall im Garten, und auch der Graf blieb auf seinem Zimmer. Doch hatte er bereits nach Eduard geschickt und ließ ihn dringend einladen, doch noch ja heute Abend zu ihm zu kommen.

Bevor Eduard der Aufforderung Folge leistete, machte er noch rasch einen Gang ins Dorf nach der Wohnung der schwarzen Nanni. Denn es war ihm inzwischen schwer aufs Gewissen gefallen, daß er sich um die Verwundete nicht weiter bekümmert, während sie doch vielleicht sehr dringend eines Beistands bedurfte.

Er hatte einige Mühe, die Hütte in der Dunkelheit ausfindig zu machen; dieselbe lag seitab in einem versteckten Winkel, entfernt von den saubern und regelmäßigen Gebäuden, aus denen das Dorf übrigens bestand, gleich

als ob sie sich ihres ärmlichen Aussehens schämte. Eduard fand die Thür verschlossen und das Fenster dunkel; auch war trotz wiederholten Pochens niemand, der ihm öffnete. Von einigen Leuten in der Nähe erfuhr er, daß Fräulein Elise bereits im Laufe des Abends dort gewesen, die Hütte jedoch ebenfalls verschlossen gefunden. Eduard sah dadurch seine Vermuthung bestätigt; die Verwundung konnte jedenfalls nur unerheblich gewesen sein, da sie das Mädchen nicht einmal genöthigt hatte ihre Behausung aufzusuchen.

Während Eduard den Weg nach dem Schlosse zurücklegte, überließ er sich ganz dem angenehmen Eindruck, welchen die Nachricht, daß Elise sich der schwarzen Nanni halber bemüht habe, ihm hervorgebracht. „Sie ist“, sagte er zu sich selbst, „doch die beste, ja im Grunde ist sie die einzige, die wahrhaft menschlich empfindet und ein Verständniß für menschliche Leiden und Verirrungen hat. Sie, die Zarte, Reine, scheut sich nicht, die Schwelle jenes verrufenen Mädchens zu betreten; sie sieht in ihr nur die Leidende, die Gekränkte und folgt ohne weitere Reflexion dem Antrieb ihres schönen und warmfühlenden Herzens. Ob Franziska wol im Stande wäre, etwas Aehnliches zu thun? Aber freilich, sie ist eine Gräfin, und für die Gräfin schickt sich manches nicht, was der Gesellschaftsdame immerhin verstattet ist.“

Indem er diesen Gedanken weiter ausspann, tröstete er — denn so groß war seine Verehrung für Franziska, daß er auch nicht das kleinste Stäubchen an ihrem Andenken wollte haften, noch sie von irgendjemand in irgendeiner Tugend wollte übertreffen lassen, selbst auch nicht von Elisen — sich schließlich damit, daß Elise vermuthlich mit

Wissen und auf Veranlassung ihrer gräflichen Freundin zur schwarzen Nanni gegangen, daß somit das Verdienst dieses herablassenden und menschenfreundlichen Schrittes beiden gemeinschaftlich zukam.

Als Eduard das Schloß betrat, war es draußen bereits völlig Nacht; die Vorhänge auf dem Flügel der Damen waren herabgelassen, sie hatten sich also vermuthlich schon zur Ruhe begeben. Eduard zauderte, ob er den Grafen so spät noch stören dürfe. Allein schon im Hausflur fand er einen Diener seiner wartend, der ihn nochmals dringend zu dem Grafen entbot.

Indem er somit die alterthümliche Treppe emporstieg, die zu den Zimmern des Grafen führte, konnte er sich gewisser eigenthümlicher Gedanken nicht erwehren. „Wie seltsam doch", dachte er bei sich, „daß du, der du selbst in der Welt ohne Schutz und Beistand bist, berufen wirst, hier in einem fremden vornehmen Hause den Vermittler zu machen! Und was das Schicksal wol im Sinne mit dir hat, indem es dich auf so unerwartete Weise mit dieser Rolle bekleidete! Was war mir", fuhr er in seinen Betrachtungen fort, indem er sich einen Augenblick über die Brüstung der Treppe lehnte und auf den glänzend erhellten Corridor herabblickte, wo die Bedienten flüsternd auf und ab gingen, „was war mir noch vor wenigen Monaten Schloß Oberndorf! Und was war ich seinen Bewohnern! Nicht einmal den Namen Oberndorf kannte ich und sie wissen noch heute nicht, wie ich eigentlich heiße, noch immer bin ich für sie der Anton Feldner, der in der That weit von hier in Rußland steckt und vielleicht in diesem Augenblick ebenfalls einen Leibeigenen von der Knute seines

Oheims losbittet. Und dennoch wenn meine Empfindung mich nicht ganz täuscht, so haben sich hier zwischen der reichen vornehmen Familie und dem fremden namenlosen Candidaten Bande gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Wohlwollens angesponnen, welche, so Gott will, die Zeit unsers Beisammenseins überdauern werden. Und so hat der alte Goethe doch wieder einmal recht, und die selbstlose Theilnahme, die wir Menschen und Dingen widmen, ist und bleibt doch das einzig Reelle, ja das einzige, um das es sich überhaupt zu leben verlohnt . . ."

Eduard fühlte sich durch diese Betrachtung eigenthümlich gehoben und gestärkt und mit verdoppeltem Muthe, in fröhlichem Vertrauen auf seine gute Absicht und seinen redlichen Willen, betrat er das Zimmer des Grafen.

Schon auf der Schwelle trat derselbe ihm entgegen. „Wie ist's?" rief er, „ich hoffe, die Dirne hat keinen ernstlichen Schaden genommen? Wer hieß sie auch die schwere Harfe an den Baum lehnen, ja wer hieß sie überhaupt ohne meine Erlaubniß, sogar gegen meinen Befehl aufs Schloß kommen? Nicht meine Hunde, ihre eigene Harfe hat sie verwundet; so mag sie büßen, was sie sich selber zugezogen."

So angenehm Eduard sich von den ersten Worten des Grafen, die in ihrer herben Form immerhin eine Theilnahme kund gaben, getroffen gefühlt hatte, so unangenehm berührte ihn der Schluß der Rede; er glaubte darin aufs neue den Hochmuth und die Menschenverachtung des vornehmen Mannes zu erkennen, der sogar da, wo er sich selbst von einer Verschuldung offenbar nicht frei weiß, dieselbe doch noch von sich abzuwälzen sucht. Er berichtete daher in ziemlich

nüchternen Worten, daß er das Harfenmädchen nicht mehr getroffen, im Garten so wenig wie in ihrer Behausung, und daß es mit der Verwundung daher wol allerdings nicht viel auf sich haben könne, und ging dann sogleich zu demjenigen Thema über, das ihm am meisten am Herzen lag, nämlich zu dem Schicksal des schönen Heinrich. Mit bewegter Stimme schilderte er die Verzweiflung des armen Menschen, seine Reue, sich gegen den Grafen vergangen zu haben, aber freilich auch seinen Widerwillen gegen den gräflichen Dienst und sein sehnsüchtiges Verlangen, einen andern Lebensberuf ergreifen zu dürfen. Selbst Heinrich's Neigung für die schwarze Nanni wagte er zu berühren, so wenig er selbst damit einverstanden war und obwol er wußte, daß dies ein Punkt, über den der Graf jedesmal in den heftigsten Zorn gerieth. Zum Schluß erlaubte er sich sogar darauf hinzudeuten, daß der Herr Graf doch eigentlich wol kaum ein wirkliches Recht, wenigstens kein Recht im juristischen Sinne habe, den schönen Heinrich wider seinen Willen im Dienst zu behalten, und daß auch die Gründe, welche der Graf der Verheirathung seines Dieners mit der schwarzen Nanni entgegensetze, in den Augen der Behörde kaum stichhaltig sein dürften. „Euer Gnaden", setzte er hinzu, „werden gewiß nicht die gute Absicht verkennen, die mich bei dem eben Gesagten leitet. Niemals würde ich mir aus eigenem Antrieb gestattet haben, mich in die Angelegenheiten des hochgräflichen Hauses zu mischen; ich kenne die Schranken der Stellung, welche ich dem Vertrauen des Herrn Grafen verdanke, und werde mich glücklich schätzen, wenn Sie

mir das Zeugniß geben, daß ich wenigstens dieser Stellung genüge. In diesem Falle aber folge ich Euer Gnaden ausdrücklichem Befehle, Sie selbst haben mir mein Vermittleramt aufgetragen, dessen ganzen Werth ich wohl empfinde, und ich würde der Achtung unwürdig zu sein glauben, welche Sie mir, Herr Graf, dadurch zu erkennen gegeben haben, wenn ich mich durch irgendwelche Rücksicht bestimmen ließe, mit meiner Ueberzeugung zurückzuhalten. Natürlich ist es ganz in Euer Gnaden Hand gelegt, ob Sie derselben beipflichten wollen oder nicht, aber sie auszusprechen und Euer Gnaden auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche daraus entstehen können, wenn Heinrich noch länger wider seinen Wunsch und Willen in Ihrem Dienst zurückgehalten wird, das glaubte ich allerdings der Sache, Euer Gnaden und mir selbst schuldig zu sein."

Eduard kannte die eigensinnig jähzornige Art des Grafen und war daher ganz darauf gefaßt, seine freimüthige Auseinandersetzung mit einer heftigen Antwort erwidert zu sehen. Aber nein, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit hörte der Graf ihn ruhig an, ein leises Wiegen des Hauptes bei einigen Stellen seiner Rede ließ sogar auf eine wenigstens theilweise Zustimmung schließen. Dann, die Hände auf dem Rücken, ging er einigemal mit starken Schritten auf und ab; endlich blieb er dicht vor Eduard stehen und sagte:

„Das war recht gesprochen, Magister, was der Mensch denkt, soll er sagen, das heißt wenn es etwas Gescheidtes ist oder doch wenigstens von gescheidten Leuten ruhig mit angehört werden kann; der Prediger thut das nicht, der hält hinter dem Berge und sucht mir den Wind abzu-

lauern. Nun, die Gaben sind verschieden; auch ist der Prediger weniger mein Freund und Rathgeber als der Freund meiner Cousine — du lieber Gott, solch armes übrig gebliebenes Frauenzimmer will doch auch etwas haben, woran ihr Herz sich hängt, und sollte es auch blos Gesangbuch und Postille sein. Doch das beiseite. — Was Ihr da von dem Heinrich gesagt habt, Magister, hört sich sehr schön an und würde auch meine volle Beachtung verdienen, wenn es sich nur alles so verhielte. Es ist hübsch von Euch, daß Ihr solch warmes menschliches Mitgefühl habt; für Leute Euers Berufs ist das ganz passend und werdet Ihr damit gewiß einmal ein recht tüchtiger Pastor. Was aber mich angeht, so bin ich nicht blos, wie Ihr denkt, des Heinrich Dienstherr — Dienstherr, thörichtes Wort! Wo von einer Dienstherrschaft die Rede ist, da ist auch ein Vertrag; ich aber bin des Burschen Herr — versteht Ihr, was das heißt? Sein Herr — Gott hat ihn mir auf die Seele gelegt, da er noch ein Kind war, das kaum laufen konnte, und was nun dermaleinst aus ihm wird, ein ordentlicher, ehrlicher, tüchtiger Mensch oder ein Halunke, ein treuer und gewissenhafter Verwalter anvertrauter Güter oder ein Vagabund und Zitherschläger nach Art der schwarzen Nanni, das ist mein Werk. Gestattet mir denn, daß ich dies mein Werk zu Ende führe in meinem Sinne und nach meiner Art; Ihr kennt den Heinrich, wenn es hoch kommt, drei oder vier Monate, ich aber kenne ihn, wie gesagt, von Kindesbeinen und weiß was für Blut in ihm steckt. Das Blut taugt nicht, seht, da liegt's, er ist von einem bösen Stamme, und wenn er sich nun gar mit der schwarzen Nanni zusammenthäte,

so gäbe das ein Geschlecht, vor dem die ehrlichen Menschen die Flucht ergreifen müßten . . .“

Hier unterbrach der Graf sich selbst, als ob er bereits mehr gesagt, als eigentlich seine Absicht gewesen. Wieder schritt er einigemal durchs Zimmer, dann im Lehnstuhl Platz nehmend und Eduard ebenfalls einladend Platz zu nehmen, fuhr er in gemäßigterm Tone fort:

„Ich weiß, daß in diesen Tagen allerhand neue Ideen aufgekommen sind und daß Gedanken und Ansichten, wie ich sie hege, zum alten Eisen gerechnet werden. Nun gut, ich bin auch von Eisen, das Leben hat mich dazu gemacht, und so habe ich auch meine eisernen Gedanken. Am Blut, Magister, auf mein Wort, da liegt's! Was im Menschen nicht steckt, das könnt Ihr nicht in ihn hineinbringen, nicht mit Singen und nicht mit Beten; hat man doch schon Noth genug, gewisse unreine Elemente herauszubringen und das Blut vor verderblicher Vermischung zu bewahren. Die schwarze Nanni ist aus unreinem Blut, seht sie nur an, das gelbe Zigeunergesicht; ihre Familie war eine der verrufensten und nichtsnutzigsten im ganzen Dorfe, Diebstahl und Betrug war ihr Gewerbe und sie ist ihr würdiger Sprößling. Niemals werde ich zugeben, daß irgendein Mann, über den ich Macht habe, sich mit dieser Dirne verheirathet, ja ich würde den Augenblick segnen, wo es mir vergönnt wäre, sie ganz aus der Reihe der Lebendigen auszustreichen — sie und noch viele von den nichtsnutzigen Creaturen, die mein seliger Vater aus Gründen, über die ich mir kein Urtheil erlaube, hierher ins Dorf gezogen hat und die nun auf dem gesunden und fleißigen Theil der Bevölkerung lasten, wie der Melthau

auf den Früchten. Glaubt nur, Magister, es ist nicht leicht Herr zu sein, ja es gibt Stunden, wo ich den ärmsten meiner Tagelöhner beneide. Aber Gott hat es so gewollt; er hat gewollt, daß ich Majoratsherr von Oberndorf werde, er hat den klaren offenen Sinn meines theuern Bruders mit Nacht und Blindheit geschlagen und die Last auf meine Schultern gelegt — so trage ich sie, wie ich vermag, und Gott, nicht Menschen sollen mich richten . . ."

„Denkt Ihr denn", fuhr er, einen andern Gedankengang ergreifend, fort, „daß der Heinrich mir nicht selbst zur Last ist? Und daß ich nicht froh wäre, dieser Last enthoben zu sein? Wer ist er denn, daß ich, Majoratsherr von Oberndorf, mich um sein armseliges Schicksal bekümmere? Eine Fliege, eine Mücke, ein Nichts — aber Gott hat gewollt, daß dieses Nichts mich brennt und zwickt wie ein Pfahl im Fleische, und so füge ich mich auch hierin seinem Willen."

Eduard saß sprachlos. Es war das erste mal, daß der Graf seine geheimsten Ueberzeugungen so offen vor ihm darlegte; er hatte wol viel gehört von seinem Hochmuth, seiner Herrschsucht und Menschenverachtung, dies aber, was er hier vernehmen mußte, überstieg denn doch jede Vorstellung. Er mußte an Heinrich's Worte gedenken; ja wahrlich, sagte er zu sich selbst, der Graf ist schlimm, sehr schlimm, und bereute schon, sich überhaupt in diese Unterhaltung eingelassen zu haben.

Doch war es ja nicht um seinetwillen, sondern des armen Burschen wegen geschehen, der, wie er sich jetzt wol überzeugte, unter einem weit ärgern Joche schmachtete,

als er bisher für möglich gehalten. So wenig er daher nach dem eben Vernommenen auf irgendeinen Erfolg rechnen durfte, so faßte er doch noch einmal alle Gründe, welche für sein Gesuch sprachen, kurz zusammen und hob namentlich hervor, daß, wenn der Graf wirklich bei seiner Ansicht beharre, der schöne Heinrich endlich nothwendig zu irgendeiner That der Verzweiflung getrieben werden müsse, wozu er ja heute Abend bereits einen beklagenswerthen Anfang gemacht habe.

Aber der Graf fiel ihm ins Wort. „Was den Vorfall von heute Abend anbetrifft“, sagte er, „so wollen wir miteinander abrechnen, der Heinrich und ich. Er hat sich benommen, wie sich nie ein Diener gegen seinen Herrn benehmen soll, und wenn ich ihn krumm schließen ließe volle dreimal vierundzwanzig Stunden, ja wenn ich ihn den Gerichten überlieferte“ (Eduard konnte nicht umhin, diesen wunderlichen Klimax in der Stille zu belächeln; doch war derselbe allerdings in hohem Grade charakteristisch für den Grafen), „so thäte ich nur, was er verdient hat. Allein ich selbst habe ebenfalls nicht gehandelt wie ich sollte. Ein verständiger und gewissenhafter Herr soll den Verstand für seine Diener mit haben, ich aber habe mich wieder einmal von meinem unseligen Zorn hinreißen lassen — ach ja wohl, der Zorn, der Zorn!“

Drittes Kapitel.

Die Beichte.

Wieder machte der Graf hier eine Pause; das starke eckige Haupt mit den buschigen grauen Haaren fest in die breiten Hände gestützt, saß er einige Minuten da, regungslos vor sich hinstarrend, als gingen Geister ferner Zeiten an ihm vorüber. Dann sich leise schüttelnd fuhr er fort:

„Wenn Ihr also so gut sein wollt, Magister, so sagt dem Heinrich, daß vorläufig alles beim alten zwischen uns bleibt und daß er seinen Dienst thun soll vor wie nach. An die schwarze Nanni soll er aber nicht denken, auch nicht mit dem Tausendtheil eines Gedankens, sonst kriegt er es mit mir zu thun und zwar noch etwas anders als heute. Und sagt ihm auch, wenn er etwa ans Fortlaufen denkt, so soll er sich ja nicht geniren, ich bin ihm aber gut dafür, daß er nicht weit kommt."

Eduard erhob sich in einer Mischung von Empfindungen, über die er selbst sich nicht ganz klar zu werden vermochte. Nur das Eine glaubte er allerdings deutlich herauszufühlen, daß diese Viertelstunde der Ehrerbietung,

welche er dem Grafen bisher gezollt und die sogar nicht ohne einen gewissen Anflug kindlicher Zärtlichkeit gewesen war, ganz außerordentlichen Abbruch gethan hatte. „Der Graf ist ein schlimmer Mann, ein schlimmer Mann!" so hallte es unaufhörlich mit Heinrich's Worten in seinem Innern wider, und nicht ohne Bangigkeit konnte er daran denken, wie der arme Mensch den ungünstigen Bescheid, den er ihm zu überbringen hatte, aufnehmen würde. Diese Betrachtung gab seinem Abschied etwas Steifes, Förmliches, das sonst nicht in seiner Art lag und das auch von dem Grafen nicht unbemerkt blieb.

„Nein", sagte er, indem er aufstand und die Hand vertraulich auf die Schulter des jungen Mannes legte, „geht nicht so von mir, Magister. Euer Antlitz ist noch der Spiegel Eurer Seele, und gebe der Himmel, daß es immer so bleibe; ich sehe deutlich darin, was Ihr jetzt denkt. Nicht wahr? Ihr denkt, die Leute haben doch recht, und der alte Graf ist doch wirklich ein rechter Wütherich, ein Holofernes, ein Menschenschinder? Thut das nicht, nährt keine Bitterkeit gegen mich in Euerm Herzen; ich habe Euch lieb, schon um unsers theuern Herrn, meines Bruders Hubert willen und wegen des Zeitvertreibs, den Ihr meinen Mädels macht, die sich bisher oft genug bei mir altem Brummbär gelangweilt haben mögen. Aber ich bin nicht so schlimm, wie ich aussehe; habt mich ebenfalls ein wenig lieb, oder wenn das zu viel verlangt ist, Magister, so öffnet mir wenigstens Euer Ohr und hört, was ich Euch zu sagen habe. Denn ich habe schon lange auf eine Stunde wie diese gewartet. Ihr seid nun schon eine ganze Reihe von Wochen in meinem

Hause, und wenn Ihr wirklich der brave Kerl seid, nach dem Ihr aussehts und für den ich Euch halte, so werdet Ihr uns auch noch länger und noch inniger verbunden bleiben, wenn auch aus der Ferne; Ihr werdet den Herrn, ich meine meinen Bruder Hubert, nach Italien begleiten oder wohin sonst die Aerzte ihn zu schicken für gut befinden, und werdet ihm das kleine Ding, die Elise, ersetzen, nämlich soweit eine Mannsperson solch ein süßes, herziges Frauenzimmerchen ersetzen kann. Nein, antwortet mir jetzt nicht", fiel er Eduard in die Rede, da derselbe etwas erwidern wollte, „ich weiß, was Ihr sagen wollt, und fühle selbst, daß es eine schwere Aufgabe ist für einen jungen, lebenslustigen Menschen wie Ihr, den Begleiter eines" — hier suchte er offenbar nach einem ihm bequemen Worte, und da er keins finden konnte, so setzte er tonlos hinzu: „eines armen, unglücklichen Kranken zu machen."

„Aber hört erst", fuhr er fort, „was ich Euch zu sagen habe, und dann faßt Euern Entschluß; es wäre doch möglich, daß diese Stunde einiges in Euern Ansichten und Entscheidungen änderte. Handelte es sich um mich selbst, mein Mund bliebe stumm wie das Grab, wie er so lange gewesen; ich habe schweigen gelernt und auch dulden, und brauche das einfältige Mitleid der Menschen nicht, die eigentliche Quelle unserer Thaten und Leiden verstehen sie doch niemals, sie sehen nur die äußere Hülle und denken wunder, was sie daran haben; der Mensch muß lernen, sich selbst Trost und Richter zu sein, und wenn das nicht ausreicht — nun ja, so hat er seinen Gott."

Eduard fühlte sich durch die ungewohnte Feierlichkeit die-

ser Anrede in das lebhafteste Erstaunen versetzt; er wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, und nahm schweigend den Stuhl, auf welchen der Graf ihn mit sanfter Gewalt niederdrückte, wieder ein.

Auch hatte der Graf selbst sichtlich gar keine Antwort verlangt noch erwartet; in demselben Tone, wie er begonnen, fuhr er fort:

„Also nicht um meinetwillen geschieht es, daß ich ein Siegel löse, das so lange auf meinen Lippen geruht, sondern um meines Bruders willen. Ihr werdet ihn begleiten — ja gewiß werdet Ihr; Ihr werdet jederzeit um ihn sein, Ihr werdet Zeuge sein der furchtbaren Heimsuchungen, mit denen Gott ihn prüft, bei Euch wird er den Trost und die Unterstützung finden, welche jetzt das traute Kind, die Elise, ihm gewährt. Damit Ihr ihm aber wahrhaft sein könnt, was Ihr ihm sein sollt und auch ganz gewiß sein wollt, nicht wahr, Magister? — so müßt Ihr auch mit seinem Schicksal bekannt sein und müßt die schwarzen Stunden kennen, die den Glanz und das Glück unsers Hauses verdüstert haben und deren unheimliche Fittiche meinen unglückseligen Bruder noch jetzt umrauschen, sodaß er keinen Frieden finden kann in seinem armen, verdüsterten Hirne. Bei der Elise that das nicht noth, die ist ein Kind und wird es hoffentlich bleiben, solange sie lebt; wenn die auch einmal aus dem Munde unsers theuern Kranken etwas Furchtbares hörte, so grübelte sie nicht weiter darüber nach, es war ein Klang, ein Schall wie ein anderer, der unverstanden an ihrem reinen Ohre vorüberging. Denn der Kindheit und nur der Kindheit ist es gegeben, über Rosen zu wandeln und die Schlange

nicht zu ahnen, die darunter verborgen ist, ja mit der Schlange selbst spielt das Kind und ruft: «O Mutter, sieh was für ein schöner Wurm» . . ."

Der Graf stieß hier ein bitteres Lachen aus, so kurz und so abgebrochen, wie Eduard es noch niemals aus seinem Munde vernommen hatte. Gleich darauf hob er von neuem an:

„Mit Euch, Magister, ist das etwas anderes; Ihr seid ein Mann, ein Gelehrter, Ihr denkt, Ihr grübelt, Ihr wollt den Zusammenhang der Dinge ergründen. Gut, so will ich Euch selbst den Schlüssel geben; es ist besser, Ihr empfangt ihn aus meiner Hand, als daß Ihr mit ungeschickten Fingern an dem künstlichen und leider schon so lange verstörten Werke herumexperimentirt und es darüber vollends zu Schanden macht. Seid ehrlich, Ihr habt doch sonst offene Augen und Ohren: habt Ihr nichts Geheimnißvolles gespürt, das hier im Hause umgeht? Hat es, wenn Ihr durch die Hallen jenes unvollendeten und doch bereits in Trümmer zerfallenen Schlosses gingt, Euch niemals angeweht wie mit Geisterhauch? Ja haben die Leute in der Nachbarschaft Euch nichts zugeflüstert von schwarzen, schrecklichen Dingen, welche das edle Wappenschild von Oberndorf befleckt und die noch aus dem Grabe heraus zu Gott und den Menschen schreien? Zuletzt, um alles zu sagen, denkt Ihr in der That, ich bin zum Zeitvertreib der Eisenfresser geworden, der ich bin? Oder seht Ihr nicht auch auf meiner Stirn das Mal, mit dem das Schicksal mich gezeichnet hat, dasselbe Schicksal, das die Sinne meines geliebten Bruders und Herrn in ewige Nacht versenkt?"

Der Graf hatte während der letzten Worte sich selbst in eine furchtbare Aufregung hineingeredet; die Adern an der hohen Stirn schlugen ihm wie Hämmer und die grauen Haare schienen sich von selbst in die Höhe zu richten. Eduard suchte ihn zu beruhigen, indem er versicherte, nicht das mindeste nachtheilige Gerücht vernommen und überhaupt nichts bemerkt zu haben, was ihn auf irgend ungewöhnliche Gedanken gebracht. Dies letztere war zwar allerdings nicht völlig der Wahrheit gemäß, indem selbst ein Mensch von so harmlosem und unbefangenem Sinne wie Eduard nicht umhin gekonnt hatte, mancherlei Auffallendes und Räthselhaftes, das in der That auf düstere Geheimnisse hindeutete, in der Familie des Grafen zu bemerken. Andererseits indessen hatte er es vor seinem Eintritt in das gräfliche Haus sich zum Gesetz gemacht, über alle derartigen Dinge nicht weiter nachzuforschen, und so konnte er dem Grafen allerdings mit einigem Schein von Wahrheit versichern, daß ihm nicht allein die Mysterien des Oberndorf'schen Hauses vollkommen unbekannt, sondern daß er bisher auch nicht einmal die Existenz solcher Mysterien geahnt.

„Ah bah", fiel der Graf ihm ins Wort, „es ist mir auch völlig gleich; was der Oberndorf thun will, das thut er, einerlei was die Menschen reden und flüstern und daß ich dieses Gespräch, das ich jetzt im Begriff bin mit Euch zu führen, nicht so ohne weiteres aus dem Aermel schüttle, sondern oft und lange daran gedacht und mir meinen Mann erst gründlich angesehen habe, dafür, Magister, werdet Ihr mich hoffentlich nachgerade kennen. Aber so geht das noch nicht", unterbrach er sich

selbst, „zu solchen Geschichten, wie ich sie Euch hier erzählen will, muß man Wein auf dem Tische haben — Wein wie Blut!“

Damit schellte er nach dem Diener und befahl eine Flasche Burgunder zu bringen. Der Graf war sonst ein Muster von Mäßigkeit und trank namentlich des Abends niemals Wein; um so mehr wurde durch diese ungewohnte feierliche Vorbereitung Eduard's Neugier erregt und mit um so größerer Spannung sah er den Mittheilungen des Grafen entgegen.

Viertes Kapitel.

Aus vergangenen Tagen.

Der Diener hatte, nachdem er den Wein gebracht, das Zimmer verlassen. Der Graf füllte mit eigener Hand die Gläser; das eine schob er Eduard hin, das andere ergriff er und hob es in die Höhe. Er wollte es an den Mund führen, aber auf halbem Wege hielt er inne, und die röthliche Flut, die in der That wie Blut schimmerte, gegen das Licht spielen lassend, wiederholte er:

„Wein wie Blut! — Es war mein Lieblingswein ehedem, der Burgunder, und ich habe mancher Flasche den Hals gebrochen in meinen leichtfertigen Tagen, da ich noch nicht wußte, was es heißt, ein Leben voll Jammer und Reue führen — ich und noch einer. Aber jetzt mag ich ihn nicht mehr trinken, ja sein bloßer Duft beängstigt mich schon, er erinnert mich zu lebhaft an vergangene Tage, die niemals wiederkommen und die ich doch auch nie vergessen kann. Da, bedient Euch selbst, Magister“, setzte er hinzu, indem er Eduard die dickbestaubte Flasche

hinschob, „und erlaubt mir, daß ich mich mit dem bloßen Ansehen des Weins begnüge.“

Eduard's Spannung steigerte sich mit jedem Worte. Allein der Graf schien nicht darauf zu achten, ja einige Augenblicke hindurch gewann es den Anschein, als ob er ganz von dem Gegenstande, der ihn bisher beschäftigt, abgekommen. Er war aufgestanden und an das Eckfenster getreten, von wo man die Aussicht auf das unvollendete Schloß hatte, und zwar konnte man gerade die Thurmseite erblicken, in welcher Graf Hubert seine Wohnung hatte. Lange starrte der Graf hinaus in die finstere, schweigende Nacht; dann mit einem tiefen Seufzer trat er ins Zimmer zurück und setzte sich wiederum Eduard gegenüber.

„Nun gut“, sagte er, „ich habe es einmal beschlossen und so soll es geschehen. Doch wird es wol nöthig sein, ich erzähle der Reihe nach und fange beim Anfang an. Da Ihr mich versichert, Magister, Euch niemals um die Geschichte des Hauses Oberndorf bekümmert zu haben, so werdet Ihr auch wol nichts von meinem Großvater und ebenso wenig von meinem Vater wissen; also über beide ein Wort, bevor ich zu mir selbst komme und zu dem, um dessentwillen ich zu Euch spreche. Zwar mein Großvater spielt nur eine sehr beiläufige Rolle in meiner Geschichte und kann ich mich daher über ihn sehr kurz fassen. Er war Oberhofmarschall drüben beim Herzog, ein großer Herr, wie es deren gibt, verschuldet bis über die Ohren, aber immer lustig und wohlauf. Meinem Vater wurmte das Ding; er wollte nicht länger der Sohn des ärmsten und lustigsten Edelmanns im Lande heißen. Gut, er

that, was viele vor ihm und nach ihm gethan haben und auch in Zukunft thun werden: er heirathete eine reiche Erbin, obenein von gutem alten Adel, und mit diesem erheiratheten Gelde brachte er die ehemaligen Güter der Oberndorfe, die längst an Juden und Christen verzettelt waren, wieder an sich. Glaubt mir, Magister, es war kein leichtes Stück Arbeit, ich habe die Acten noch drüben im Archiv, ein ganzes großes Repositorium voll; auch mag dabei wol manches mit untergelaufen sein, was besser unterblieben wäre, worüber ich aber, als Sohn und Erbe, jetzt nicht mehr zu urtheilen habe."

„Mein Vater", fuhr der Erzähler fort, „war nun so ziemlich der reichste Mann im Lande; sein Glück wurde aber erst vollständig, da seine Gemahlin, meine selige Mutter, ihm zwei Söhne gebar, das war ich und da hier der Hubert. Hubert war der älteste, und nach göttlichem und menschlichem Recht hätte er das Majorat haben müssen. Aber nein, Gott wollte es anders und wir Menschen haben uns fügen müssen . . ."

Wieder erfolgte eine Pause, wie der Graf denn überhaupt nur langsam, in großen Zwischenräumen und mit starken Unterbrechungen, denen man anmerkte, wie schwer das Sprechen ihm ward, erzählte. Endlich hub er von neuem an:

„Mein Herr Vater war ein strenger Mann, von der leichtfertigen Ader unsers Herrn Großvaters hatte er nicht die leiseste Spur geerbt. Allein bei alledem wußte er zu leben und was sein mußte, das mußte sein. Als wir beiden Jungen nun aber so weit waren, daß wir als Cornets in die Garnison geschickt wurden, um bei des Herzogs Leibschwadron den Dienst zu erlernen, da dünkte ihn

nichts nöthiger, als daß wir beiden jungen Naseweise in den Geldbeutel greifen könnten bis über den Elnbogen, so tief wir nur immer wollten; er hatte selbst eine schmale Jugend verlebt und wußte, wie wehe es thut und wie es dem werdenden Manne am Herzen frißt, bei großem Namen nur über kleine Mittel zu verfügen. Gut das; wir beiden Springinsfelde mit unsern achtzehn und neunzehn Jahren waren soeben die richtigen Leute, das Geld an den Mann zu bringen — und mitunter, es thut mir leid zu sagen, Magister, aber die Wahrheit verlangt es, auch an die Frauen. Das Regiment, bei dem wir dienten, lag damals in einem kleinen vereinsamten Nest, der Name thut nichts zur Sache, auch habe ich ihn wol vergessen. Aber genug, es war ein Nest, als hätte der Herr es im Zorn geschaffen; die Straßen schief und krumm und die Häuser krumm und schief, es paßte herrlich zueinander. Und die Menschen, Herrgott, die Menschen! Lauter Philister, und wenn es hoch kam, war ein Candidat oder Schulmeister darunter. Ihr müßt mir das nicht übel nehmen, Magister, ich spreche das nicht aus meinen jetzigen Gedanken, sondern ich versetze mich im Geist in die Gesinnung und die Gedanken, die ich zu der Zeit hatte, von welcher ich Euch erzähle. Jetzt weiß ich, daß jeder Stand achtbar ist, der nicht über sich selbst hinauswill und redlich thut und leidet, was Gott ihm zugewiesen hat. Damals aber, wo wir ja noch keinen Verstand von der Welt hatten und uns einbildeten, jedermann müsse solchen gnädigen Herrn Vater hinter sich haben, der ihm die Taschen mit Dukaten spickte, und wer es nicht hätte, nun ja doch, das war ein ganz offen-

barer Lump, ein Tütchendreher, ein Kameel, eine armselige bürgerliche Canaille und wie die Kraftaussprüche der damaligen Garnisonsprache weiter hießen — damals achteten wir dergleichen ehrliche, aber unscheinbare Leute ganz außerordentlich gering. Und da wir nun solcher jungen vornehmen, mit Geld mehr als ihnen gut war versehenen Kerle bei dem Regiment damals eine ganze Menge, und da auch unser Herr Oberst ein sogenannter alter Schwerenöther war, der gern durch die Finger sah und seine Freude daran hatte, wenn seine Cornets und Lieutenants des Unsinns recht viel in die Welt setzten, so könnt Ihr Euch leicht denken, Magister, was das in dem Städtchen für eine Wirthschaft war. Es ist nur ein Wunder, daß wir die ganze alte Baracke nicht auf einen andern Fleck gebracht haben. Wenigstens an dem guten Willen dazu ließen wir es nicht fehlen; das Trinken, das Spielen, das Sponsiren und Liebeln, das ging den ganzen Tag, und wenn die Nacht anbrach, da fing der Tröbel erst recht an. — Denkt übrigens nur ja nicht, Magister, weil ich Euch das so ausführlich erzähle, als hätte ich noch jetzt meine Freude daran. Im Gegentheil, ich schäme mich jener tollen Streiche noch jetzt mit meinem grauen Haupte und würde mir gern das Blut tropfenweis abzapfen lassen, könnte ich sie damit ungeschehen machen. Allein das geht nun nicht, erzählen aber mußte ich Euch davon, damit Ihr das Nachfolgende begreift und den Boden kennt, aus welchem mein Elend, das Elend unsers ganzen Hauses emporwuchs."

Eduard hatte während dieser Schilderung an das kleine verhutzelte Städtchen denken müssen, in welchem er die letzten drei Jahre verlebt hatte; dasselbe war ebenso

häßlich und armselig, und auch von einer Garnison, welche ehemals daselbst gelegen, erinnerte er sich gehört zu haben. Doch wollte er den Grafen mit seiner Bemerkung nicht unterbrechen, und so fuhr derselbe fort:

„Besonders arg trieben wir es, wie gesagt, mit den Frauenzimmern. Nun ja, Husaren waren wir, und das ist immer eine Farbe, auf welche die Weiber wie versessen sind, wenigstens solche Weiber, wie damals in jenem Neste wohnten. Da war von der Frau Bürgermeisterin angefangen bis zur letzten Kindsmagd nicht eine, die nicht ihren Galan hatte, und manche ließ es sogar nicht bei einem bewenden. Wir Offiziere erwiderten das redlich; natürlich hielten wir uns mehr zu den Honoratioren, aber auch da war die Auswahl mehr als reichlich und das Entgegenkommen mehr als freundlich. Alles in allem gesagt, es war ein Heidenleben, und wenn ich jetzt einen Sohn hätte, Scherz beiseite, Magister, ich ließe ihn lieber katholisch werden und steckte ihn unter die Mönche, als daß ich ihn durch solchen leibhaftigen Höllenpfuhl hindurchwaten ließe. Wir jungen Leute indessen dachten, das müßte so sein, und machten alle leichtfertigen und leider auch alle bösen Streiche mit, als ob sich das so von selbst verstände und als ob ein Cornet oder Lieutenant in Seiner Durchlaucht Leibschwadron gar keinen andern Beruf hätte, als Geld verspielen, Flaschen die Hälse brechen, Philister prellen, Mädchen berücken, Frauen verführen, einer dem andern die Nase abhacken — denn auch an letzterm fehlte es nicht, ohne daß dadurch jedoch der Freundschaft ein wesentlicher Abbruch gethan ward. Ja so völlig toll trieben wir es und so allgemein war die Ver-

kehrtheit der Sitten und Ansichten, daß selbst diejenigen von uns, die zu diesem wüsten Leben eigentlich nur wenig natürlichen Trieb und Neigung hatten, dasselbe dennoch mitmachten, blos weil es so zum guten Ton gehörte und damit es nicht heißen sollte, sie wären Fuchsschwänzer und hätten entweder kein Geld oder kein Geschick und keine Courage, Schulden zu machen. Es ist traurig zu sagen, aber dennoch wahr: wie man wol auf der Universität junge Studenten sieht, die Taback rauchen und sich in Bier betrinken bis zum Uebelwerden, nicht weil es ihnen schmeckt, sondern blos um es den andern nachzuthun und weil sie auch forsche Bursche heißen wollen, ebenso habe ich damals junge Fähnriche und angehende Lieutenants gesehen, die ihr Erbtheil durchbrachten und sich an Geist und Leib ruinirten für zeitlebens, nicht weil sie so übermäßig leidenschaftlich waren, oder weil sie einen so besondern Spaß daran hatten, sondern blos zu Ehren des Offiziercorps und damit die Garnison an ihrem alten Ruf nichts verliere. — Zu diesen ursprünglich zahmen, ruhigen Naturen, die nur durch das schlechte Beispiel und einen unseligen Esprit de corps in das Sündenleben geriethen, gehörte auch mein Bruder Hubert . . .

Fünftes Kapitel.

Die feindlichen Brüder.

„Herrgott, Magister, mein Bruder Hubert!“ rief der Graf aus, indem er, überwältigt von seinen Erinnerungen, in die Höhe sprang, „Ihr hättet den Hubert kennen sollen in seinen jungen gesunden Tagen! Er war der schönste Offizier beim ganzen Regiment, ein Gesicht wie Milch und Blut, das kleine blonde Bärtchen auf der Oberlippe stand ihm zum Küssen schön, und ich begreife noch jetzt vollständig, daß jedes Frauenzimmer, das ihn nur zu Gesicht bekam, sich vom Flecke weg in ihn verlieben mußte. Allein bei Hubert selbst ging das mit dem Verlieben nicht so schnell; er war, wie ich Euch schon soeben sagte, von Hause aus ein sanftes, stilles Gemüth, das an dem tollen Treiben der übrigen nur wenig Gefallen fand und sich daher auch anfangs nach Kräften davon zurückzuhalten suchte. Als er ins Regiment trat, hieß er bei den Kameraden nur «die schöne Jungfer», und das ärgerte ihn denn dermaßen, daß er zuletzt der Schlimmste wurde von uns allen; keiner spielte so hoch,

keiner jagte soviel Pferde zu Tode, keiner konnte auch so ununterbrochen ganze Nächte hinter der Flasche zubringen. Nur in seinem Benehmen bei den Frauenzimmern behielt er immer etwas Schüchternes, Mädchenhaftes, das ihm von seiten der Kameraden manche Neckerei zuzog und mitunter sogar zu ernsten Streitigkeiten Veranlassung gab. Jetzt sehe ich freilich ein, daß das nur daher kam, weil Hubert besser war als wir andern und weil er sich der angeborenen Sittsamkeit nicht so rasch und so gründlich entschlagen konnte; er glich von uns beiden am meisten meiner Mutter, der trefflichen Frau, und war überhaupt eine zarte, fein organisirte Natur — darum ist er auch so rasch unter der Hand des Schicksals zerbrochen . . ."

„Wie gesagt", setzte der Graf seine Erzählung fort, „jetzt sehe ich das vollkommen ein, damals aber war ich thöricht, wie junge Leute sind, und ärgerte mich an der absonderlichen Art und Weise meines Bruders. Ich habe keinen Grund, mich schlechter zu machen als ich bin, und daher will ich auch nicht sagen, als ob ich gerade der Aergsten einer gewesen wäre; ich war schon damals wie noch jetzt eine mittelmäßige Natur, ohne hervorstechende Tugenden oder Talente, aber gottlob! auch ohne hervorstechende Laster; ein richtiger Durchschnittsmensch, den die Natur bestimmt hatte, ewig den zweiten Platz innezuhaben, und den das Schicksal nur aus Versehen auf den ersten gestellt hat. Auch in meinen jugendlichen Thorheiten und Ausschweifungen war ich weder der erste noch der letzte, weder der wildeste noch der maßvollste meiner Kameraden; ich schwamm so mitten im Strom, machte meine regelmäßigen dummen Streiche" (hier mußte Eduard

unwillkürlich an die goldenen Lehren des Herrn Wendelmeier und den Eindruck denken, den sie noch vor kurzem auf ihn hervorgebracht), „verthat mein Geld oder vielmehr meines Herrn Vaters Geld mit so viel Anstand, als ein junger Grünschnabel, der noch nie einen Heller erworben hat, nur immer thun kann, und war mit Einem Wort, was man in der Garnisonsprache einen guten Kerl nennt, der keinen Spaß verdirbt und niemand etwas zu Leide thut.

„Ganz anders mein Bruder. Auch nachdem er seine anfängliche Schüchternheit abgelegt, oder richtiger gesagt, nachdem wir andern durch unsere verruchten Neckereien und Stichelreden seine arme kindliche Seele zu Falle gebracht, behielt er noch immer etwas Apartes, durch das er sich von allen übrigen unterschied. Ich weiß nicht, Magister, wie ich es Euch beschreiben soll, es war nicht Stolz, nicht Vornehmheit, nicht das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit — denn in der That war mein Bruder für gewöhnlich der bescheidenste und gutmüthigste Junge, der sich denken ließ — und doch vielleicht von dem allen etwas; ich denke mir, es wird wol der Nachglanz seiner von uns so freventlich gemordeten Unschuld gewesen sein, gleichsam ein Nachglanz aus der Seele meiner guten frommen Mutter, was uns die Augen so verblendet und unsere Herzen mit einer Art von Groll, oder wenn das zu viel gesagt ist, doch mit einer gewissen besondern Reizbarkeit erfüllte, die jedesmal hervortrat, so oft Hubert sich in seiner eigenthümlichen Weise äußerte. Und seltsam war diese Weise allerdings; sogar seine Lustigkeit — ach, Magister, und wie lustig konnte er sein! — hatte etwas

Beängstigendes, es war als ob sie ihm nur im Kopfe säße, nicht im Herzen, ja mitten in seiner größten Ausgelassenheit hatte seine Umgebung doch immer das Gefühl, als ob er sich blos so stelle, und als könne er, wenn er sonst nur wolle, sofort wieder ganz ruhig und vernünftig sein.

„Natürlich machte ihm diese Seltsamkeit seines Benehmens nicht eben viele Freunde; unter Menschen, wie wir damals waren, gilt nur der als ein richtiger Kerl, der unterschiedslos mit dem Strome schwimmt, jede eigene absonderliche Natur, die ihrer Umgebung eine besondere Aufmerksamkeit abnöthigt, erregt schon durch diese Absonderlichkeit Anstoß. Und auch Hubert erregte Anstoß; er galt für stolz und hochmüthig, wiewol es keine harmlosere Seele gab, ja einige bornirte Menschen, die jedermann nur stets nach ihrer eigenen Niedrigkeit messen, gingen so weit, zu behaupten, es sei das Majorat, das ihm im Kopfe stecke, und er nehme sich nur so absonderlich, weil er sich selbst für etwas so gar Besonderes halte. Versteht mich recht, Magister, das wurde nicht so gerade heraus mit dürren nackten Worten ausgesprochen, wenigstens nicht vor meinen Ohren, wol aber kam es an mich in allerhand kleinen gelegentlichen Winken und Andeutungen, mitunter auch in Klagen, denen ich schon aus kameradschaftlicher Theilnahme mein Ohr nicht völlig verschließen durfte. Es kam dazu, daß ich körperlich weit stärker und derber war und mich daher auch besser auf den Dienst applicirte als Hubert, der bei seinem feinen, zarten Körperbau jede ungewöhnliche Anstrengung scheute und überhaupt mehr nur zum Spaß

Offizier war. Ich im Gegentheil war mit Leib und Seele Soldat; sehr natürlich und auch ganz richtig meinerseits, da ich ja weiter keine Aussichten hatte, als die mir die Standarte bot, während Hubert als Erstgeborener bestimmt war, dereinst unserm Vater in dem Majorat zu folgen. Aber eben weil ich so leidenschaftlich Soldat war und den bunten Dolman mit wahrer Begeisterung trug, so verdroß mich das gleichgültige, nonchalante Wesen, das Hubert in Beziehung auf den Dienst zeigte, und da es trotz der Nachsicht unsers Obersten nicht ausbleiben konnte, daß er sich dadurch auch wol gelegentlich einmal einen Verweis zuzog, so verletzte das gleichmäßig mein militärisches Ehrgefühl und meinen Familienstolz und reizte und erbitterte mich immermehr gegen den, der mir doch jederzeit der Nächste auf Erden hätte sein und bleiben sollen. Aeußerlich zwar vertrugen wir uns ganz gut; wir wohnten in demselben Quartier und auch unsere Vergnügungen und Abenteuer waren größtentheils gemeinsam. Aber gerade dies tägliche, ja stündliche Beisammenleben reizte den geheimen Widerspruch unserer Naturen erst recht. Ich wiederhole, daß diesem Widerspruch durchaus keine wirkliche Disharmonie der Neigungen und Ansichten zu Grunde lag, vielmehr ging sie hervor aus lauter kleinen elenden Nichtsnutzigkeiten, wie das faule, üppige Garnisonleben sie mit sich brachte und wie kein verständiger Mensch sie beachtet haben würde. Allein wir waren ja auch nicht verständig oder wenigstens war ich es nicht; darum lebte ich mich im Verhältniß zu meinem Bruder mehr und mehr in einen gewissen Ton des Neckens, des Schraubens und des gegenseitigen Ueberbietens hinein, der

sich für den unbefangenen dritten vielleicht noch ganz unverfänglich anhörte, der aber doch bereits den Keim des Verderbens in sich trug. Und nur allzu bald ging das feindselige Gestirn über uns auf, das diesen Keim zur Reife bringen sollte."

Sechstes Kapitel.

Die Wette.

„Nun“, erzählte der Graf weiter, „fügte der Teufel es, der ja, wo ein Unkraut im Wachsen ist, niemals versäumt, seinen Regen und Sonnenschein dazuzuthun, daß unter den Frauenzimmern des Städtchens damals zwei Schwestern waren, bildhübsche Mädchen, wenigstens nach unserm damaligen Geschmack, und auch was die Manieren und die gesellige Bildung anbetraf, konnten sie so ziemlich als die Krone des Städtchens gelten. Sie waren wohlhabender Leute Kind, ihr Vater war — —“

„Ach was“, unterbrach der Graf sich, „es ist ja eigentlich abgeschmackt, solche Erinnerungen so stückweis hervorzugraben, und ich bin Euch gewiß schon recht langweilig mit meiner endlosen Erzählung. Also einerlei, was der Vater war; denkt Euch, er hätte einen Weinschank gehabt oder so etwas dergleichen, kurzum ein Gewerbe, welches es mit sich brachte, daß wir Offiziere ganz öffentlich in dem Hause aus- und eingingen und einen großen Theil des Tags daselbst verbrachten. Natürlich

waren die beiden schönen Schwestern nicht der schwächste Magnet, der uns anzog. Allein wiewol sie, schon als Wirthstöchter, ein ziemlich freies Betragen hatten, und daher auch uns Offizieren ganz schlankweg Rede und Antwort standen, so konnte ihnen doch niemand etwas Unrechtes nachsagen. Im Gegentheil, sie hielten sich sauberer und ordentlicher als die meisten Mädchen der Stadt; viel umworben wurden sie von uns Offizieren allerdings, das brachte das Geschäft nun einmal so mit sich, doch war niemand, der sich einer Gunstbezeigung von ihnen rühmen durfte.

„Für Leute unsers Schlages war das genug, uns die Köpfe völlig zu verwirren; hatten die schönen Wirthstöchter uns schon früher gefallen, so war jetzt, seitdem es hieß, die Mädchen wären spröde und weiter als bis zu einer galanten Redensart oder höchstens einem Handkuß brächte es niemand bei ihnen, des Courmachens und Sponsirens erst recht kein Ende. Doch blieb es bei alledem wie es war; die Mädchen waren freundlich, sie waren verbindlich, sie hörten unsere Complimente, die gewiß nicht immer die feinsten waren, geduldig mit an, ja sie wurden nicht einmal mehr roth, wenn wir ihnen irgendeine Artigkeit ins Ohr flüsterten.

„Das ärgerte uns Offiziere natürlich mehr als wir sagen konnten; wir hatten uns einmal daran gewöhnt, jede Schöne, sei es im Städtchen, sei es auf Meilen in der Runde, als unsere sichere Beute zu betrachten, und so schien die Unüberwindlichkeit der schönen Schwestern uns ein Ding zu sein, bei dem — ich schäme mich es nachzusagen — die Ehre des Regiments ganz ernstlich

auf dem Spiele stand. Eines Tags — es war eben so ein recht heißer, träger Sommertag, und nachdem wir früh ein bischen exercirt, glaubten wir mit dem Rest des Tages wirklich nichts Besseres anfangen zu können, als ihn so recht con amore zu vertreiben und zu verwürfeln — also was ich sage: es war so ein recht heißer, üppiger Sommertag und wir Offiziere saßen in großer Versammlung in demselben Hause, in das auch die beiden schönen Schwestern gehörten; ja die beiden Mädchen gingen, wie das bei Wirthstöchtern so üblich ist, selbst ab und zu, brachten neue Flaschen, räumten die leeren, die schon zu einer ganzen Batterie herangewachsen waren, fort, schwatzten dabei nach ihrer Art mit dem einen oder andern von uns über dies und jenes und ließen sich auch wol unversehens einmal um die Taille fassen, bis die Gesichter doch endlich gar zu roth, die Köpfe gar zu warm wurden und sie es daher für rathsam fanden, sich zurückzuziehen.

„Aber ihr Bild blieb bei uns zurück, und wie die Mädchen fort waren, da wurde erst recht über sie gesprochen. Nun, wiewol Ihr auf den Geistlichen studirt habt, Magister, so kennt Ihr ja doch wol die Art von Gesprächen, welche Offiziere, denen der Wein im Kopfe spukt, bei solcher Gelegenheit zu führen pflegen. Wir tranken Burgunder — und ich bitte Euch, rückt das Glas da beiseite, damit ich den Wein nicht einmal sehe, er macht mir wehe und brennt mich in die Augen, ja es ist mir als fühlte ich aus Euerm Glase noch einmal den giftigen Nebel jenes Rausches aufsteigen, der damals unsere Sinne gefangen nahm. Die Stimmung war die ausgelassenste, die sich denken läßt, einer überbot den andern an schlechten Witzen,

allen voran aber war mein Bruder, der einmal wieder so recht seine ganze unheimliche Lustigkeit losließ und des Tollens und Jubelns kein Maß kannte. Der hauptsächlichste Gegenstand der Unterhaltung waren, wie ich Euch schon sagte, die beiden Mädchen; das ganze Offiziercorps, wie es da hinter den Flaschen beisammensaß, war einig, daß das nicht länger mehr so fortgehen könne und daß die Ehre des Regiments auf dem Spiele stände, wenn sich nicht endlich ein Glücklicher fände, dem es gelänge, die spröden Schönen ins Joch zu schlagen.

„«Meine Herren», rief unser alter Oberst, der auch bei dieser Gelegenheit präsidirte, und wahrhaftig, er machte mit seinem Vollmondsgesicht dem Burgunder keine Schande — «wenn ich und hier mein Stabsrittmeister noch in den Jahren wären, in denen die Mehrzahl von euch in diesem Augenblick ist, so wäre dem Dinge längst geholfen; es ist eine wahre Sünde und Schande, wie die Jugend sich jetzt verworfen hat und daß gerade die beiden hübschesten und flottesten Mädchen der Stadt ihr Kränzchen so ganz ungestraft forttragen sollen.»

„«Ja und noch dazu», rief ein anderer, «die Töchter unsers Kneipiers, das ist doch wirklich gegen alle Stubenordnung . . .»

„«Wohlan denn», fuhr der Oberst fort — und wiewol er längst todt und begraben ist, so kann ich ihm doch noch in dieser Stunde das frevelnde Wort weder vergessen noch verzeihen — «wohlan denn, meine Herren, ein Vorschlag. Es sind zwei Schwestern, beide gleich hübsch und gleich begehrenswerth, die uns diese unerhörte Nase drehen. Nun haben wir im Regiment zwei Brüder, beide ebenfalls

gleich ritterlich, gleich liebenswürdig und, wie ich wenigstens von ihnen hoffen will, gleich erprobte Kämpfer auf dem Felde der Liebe. Was ist billiger, als daß diese beiden Brüder uns rächen an den beiden Schwestern? Ich schlage vor und erwarte Ihre Zustimmung zu meinem Vorschlage, meine Herren, daß wir unsere sehr geschätzten und verehrten Kameraden, die Lieutenants Graf Oberndorf I. und II. von Regiments wegen beauftragen, Sturm zu laufen auf die Tugend der beiden spröden Schwestern; daß zwei so tüchtige Kämpen sollten zurückgeschlagen werden, läßt sich gar nicht annehmen, und so bringe ich ihrem Siege und unserer Rache zum voraus ein jubelndes Hoch!»

„Wo der Wein einmal in den Köpfen die Oberhand gewonnen und die Vernunft aus dem letzten Winkelchen vertrieben hat, da ist alles möglich; konnte solch ein alter würdiger Herr, wie dieser Oberst, einen solchen Vorschlag machen, so mußte die junge Welt natürlich aus voller Kehle zustimmen. Am lautesten war auch dabei wieder mein Bruder; er fiel, alle militärischen Dehors vergessend, dem Obersten um den Hals und versicherte mit tausend Eiden, daß, wenn der Oberst ihn einmal zum Einhauen auf ein Regiment Franzosen commandiren würde, er dem Befehl nicht mit größerm Eifer Folge leisten könne als dem eben erhaltenen. — Was mich angeht, so war mir bei der ganzen Geschichte, ehrlich gestanden, nicht recht wohl zu Muthe; ich hatte den Mädchen so einmal im Vorübergehen den Hof gemacht, in Wahrheit jedoch waren sie mir außerordentlich gleichgültig. Auch ärgerte mich die Exaltation meines Bruders und die Bereitwilligkeit, mit der er auf einen Vorschlag einging, der mir zum

mindesten gesagt abgeschmackt, wenn nicht gar ehrenrührig erschien.

„Ich versuchte auch, dieser meiner Ansicht Gehör zu verschaffen, wurde indessen von allen Seiten überstimmt, und auch dabei wieder war Hubert der Ausgelassenste. «Kraft meines Rechts als Erstgeborener», rief er mir unter dem lauten Gelächter der Umstehenden zu, «nehme ich die jüngste auf mich, versuche du als Jüngster dein Glück mit der ältern Schwester; das ist eine billige Ausgleichung, meinen Sie nicht, meine Herren?»

„Auch diesem Vorschlag wurde allgemeiner Beifall zugejubelt, zugleich aber wurde ein Tag festgesetzt, bis wohin wir die Herzen der jungen Schönen in Fesseln geschlagen haben sollten; gelänge es uns bis dahin nicht und wären wir alsdann nicht im Stande, unzweideutige Beweise unsers Triumphs beizubringen, so sollten wir verbunden sein, das Offiziercorps mit so und soviel Körben Champagner zu tractiren. Und zwar sollte dabei, wie der Oberst hinzusetzte, der trotz seines grauen Kopfes in solchen Dingen einen wahrhaft diabolischen Witz hatte, ein Bruder für den andern stehen, ein Zusatz, der ganz besondern Beifall fand und noch lange zu einem stehenden Witz unter den Kameraden wurde.“

Siebentes Kapitel.

Die Nebenbuhler.

Eduard horchte in athemloser Spannung. War es die Stille der Nacht um ihn her, war es die Lebhaftigkeit, mit welcher der Graf erzählte, oder war es vielleicht auch der schwere feurige Wein, von dem Eduard freilich nur sehr mäßig genippt hatte, genug, er befand sich in einer fast fieberhaften Aufregung. Der Kopf brannte, die Adern pochten ihm; tausend unklare Erinnerungen dämmerten in ihm auf, es war ihm, als müßte er diese oder eine ähnliche Geschichte schon einmal gehört haben, er glaubte das Zechgelage der Offiziere leibhaftig vor sich zu sehen, er sah den alten wilden Oberst, wie er sich mit schadenfrohem Lachen den Schnurrbart drehte, ja zuweilen bedünkte es ihn, als wäre er selbst mit darunter und nähme theil an der verhängnißvollen Wette.

Auch der Graf war von seinen Erinnerungen sichtlich ganz hingerissen, niemals hatte Eduard den sonst so ruhigen, festen und verschlossenen Mann in einer solchen

Erregung gesehen. Die Nacht war bereits weit vorgerückt, die Stunde, in welcher der Graf sich zur Ruhe zu begeben pflegte, längst vorüber; er schien es nicht zu bemerken, mit dröhnenden Schritten ging er durch das Zimmer, daß die Fenster klirrten. Dann warf er sich wieder in seinen Lehnstuhl und fuhr fort:

„Ihr könnt wol denken, Magister, daß uns am folgenden Morgen der Kopf etwas wehe that. Die ganze Geschichte lag hinter mir wie ein wüster Traum; ich hatte die größte Lust, unsere Wette, da sie doch einmal eingegangen war, ohne weiteres verloren zu geben, und äußerte mich in diesem Sinne gegen Hubert. Allein in diesem spukten, wie es schien, die Geister des Weins noch nach; er war noch in derselben krankhaften Aufregung wie am Tage zuvor und behauptete, wir hätten unser Wort verpfändet und müßten es nun lösen oder doch wenigstens den Versuch dazu machen.

„Nun wißt Ihr wol, Magister, was das unter Offizieren heißt, sein Wort verpfändet haben. Wir alle, wie wir da waren, hätten nicht das mindeste Bedenken getragen, tausend falsche Eide zu schwören, wenn wir damit nur einem hübschen Kammermädchen einen Kuß abgelistet hätten, aber ebenso gewiß hätten wir uns auch lieber die rechte Hand vom Leibe schneiden lassen, als daß irgendjemand uns hätte nachsagen dürfen, wir hätten nur ein Titelchen von unserm gegebenen Worte unerfüllt gelassen. Ja, sagte ich, Bruder, wenn wir unser Wort gegeben haben, da ist es freilich etwas anderes, da hören alle Einwendungen auf, und so wollen wir denn sehen, was Glück und List vermögen.

„Damit begann nun das tollste und frevelhafteste Treiben, das sich nur irgend denken läßt. Daß wir freien Eintritt im Hause und somit die allerbequemste Gelegenheit hatten, unsere Schönen tagtäglich, ja beinahe stündlich zu sehen, habe ich Euch bereits gesagt. Auch arbeiteten unsere Kameraden, denen es ja weit mehr Plaisir machte, die Wette zu verlieren als zu gewinnen, uns nach Kräften in die Hand; es wurden Bälle, Ausfahrten und andere Lustbarkeiten veranstaltet, immer waren die beiden Schwestern die Königinnen des Festes und immer wurde es so arrangirt, daß Hubert und ich an ihrer Seite waren.

„Was Hubert dabei für Progressen machte, wußte ich nicht, gab auch nicht Achtung darauf; denn wie das so geht, daß, wenn man dem Teufel nur erst einen Finger hinreicht, er einen bald ganz und gar beim Schopfe hat, so passirte es auch mir. Ich hatte für die ältere der Schwestern, welche mir zugefallen war — ich will sie Auguste nennen — bis dahin nicht das mindeste Interesse gehabt, ja wie ich Euch bereits sagte, war mir die ganze Geschichte im Grunde höchst fatal gewesen. Wie ich nun aber, um mein Wort zu lösen und meine Ehre zu retten, erst einmal anfing, dem Mädchen ernstlich die Cour zu machen, da bemerkte ich auch bald, daß es ein ganz verwettert hübsches Gesichtchen war, und ehe ich es selbst noch recht merkte und wußte, war aus dem Spiel Ernst geworden und ich war verliebt bis über die Ohren.

„Und das war um so schlimmer für mich, als ich mit all meiner Verliebtheit sichtlich nicht den mindesten Eindruck auf das Herz meiner Schönen hervorbrachte und nicht den mindesten Fortschritt in ihrer Gunst machte.

Es war ein keckes, vorwitziges Mädel, so recht eine Wirthstochter, an Schmeicheleien und Huldigungen aller Art gewöhnt; nicht blos den Mund, auch das Köpfchen hatte sie auf dem rechten Fleck und aus den bedenklichsten Lagen, die jedes andere, mehr bürgerlich erzogene Mädchen in die größte Verlegenheit gesetzt haben würden, wußte sie sich mit einem artigen Einfall oder einer scherzhaften Rede herauszuziehen."

„Und nun will ich Euch auch sagen, Magister", rief der Graf plötzlich, indem er mit gleichen Füßen in die Höhe sprang, „warum mir das Harfenmädchen, die schwarze Nanni, wie die Leute sie nennen, so verhaßt ist; es ist mir, so oft ich sie sehe oder höre, immer, als würde die Auguste wieder lebendig. Das heißt, damit Ihr mich recht versteht: im Aeußern waren sie sich so verschieden wie Tag und Nacht, die Nanni ist klein und zart und schwarz wie eine Zigeunerin, während die Auguste die stolzeste und üppigste Blondine war, die man nur irgend sehen konnte. Es war ein Prachtmädel, viel zu schade für das kleine Nest und die nichtswürdigen Verhältnisse, in denen sie lebte; wenn sie so einhergeschritten kam mit der stolzen königlichen Figur, die weiße Stirn dicht von blonden Locken umweht, die ihr lang herunterhingen bis auf die vollen Schultern, und einen so anblitzte mit den großen feurigen Augen, so gab einem das einen ordentlichen Ruck und ich mußte meine ganze damalige Unverschämtheit zusammennehmen, um nicht aus dem Text zu gerathen. Und das eben ist die Aehnlichkeit: den Blick, die Manier, die kecke Art des Auftretens, die hatte sie mit der schwarzen Nanni gemein, und darum, so oft ich das Harfenmädchen

sehe, überfällt mich noch jetzt ein stilles Grausen. Eines Tags — ich hatte ihr eben wieder so recht von meiner Liebe vorgeschwatzt und war drauf und dran, den Verzweifelten zu spielen — sah sie mich mit großen Augen ruhig an und sagte: «O, Herr Graf, bemühen Sie sich doch nicht, ich weiß ja doch, daß Sie das alles blos thun, weil Sie gewettet haben, Sie und Ihr Herr Bruder, auf mich und die Emilie, meine Schwester . . .»

„Na, da saß ich nun gehörig in der Patsche; ich war so verdonnert, weniger darüber, daß das Mädchen von der sinnlosen Geschichte wußte, als über den Gleichmuth, mit dem sie davon sprach, daß ich eiligst nach meinem Kalpack griff und nach Hause schlich.

„Da traf ich meinen Bruder und zwar ebenfalls nicht in der rosenfarbensten Laune. Nun? wie weit bist du mit deiner Emilie? sagte ich und erzählte ihm, was mir soeben begegnet und daß mir wirklich das Beste scheine, die ganze Geschichte aufzugeben und unsern Champagner zu zahlen.

„Und siehe da, ganz gegen seine bisherige Manier griff Hubert mit beiden Händen zu. «Das ist gerade dasselbe», sagte er, «was ich dir soeben vorschlagen wollte; die Historie fängt an mir langweilig zu werden, ja ich fürchte, wir haben da einen dummen Streich gemacht, und je rascher wir ihn zu Ende bringen, desto besser.»

„Während er so sprach, stand er am Fenster und trommelte gleichgültig gegen die Scheiben. Nun habe ich vergessen, Euch zu sagen, Magister, daß der Teufel, der seine Karten zu mischen versteht, es so gefügt hatte, daß wir dem Hause der Schwestern gerade gegenüberwohnten; das war uns bisher bei unserm Abenteuer sehr bequem

gewesen, da wir auf diese Art die beste Gelegenheit hatten, ihnen unsere Aufmerksamkeit zu beweisen und täglich über die Straße hinüber zu grüßen und den Galanten zu spielen. Zufällig sah ich in die Höhe und bemerkte, wie Auguste drüben ebenfalls am Fenster stand; sie hatte ein weißes Tuch in der Hand, sah nach meinem Bruder und machte mit dem Tuche — wenigstens so kam es mir vor — allerhand Männerchen, als wollte sie ein Signal geben oder so etwas Aehnliches. Weiß der Himmel, wie mir in demselben Augenblick das Blatt schoß, genug, ich gerieth auf den Einfall, ob mein Bruder mir wol gar eine Nase drehte und ob die Sprödigkeit der schönen Auguste nicht am Ende daher rührte, daß mein Bruder ihr besser gefiel als ich. Verdenken hätte ich es ihr nicht können: denn wie ich Euch schon sagte, war mein Bruder der schönste Offizier im ganzen Regiment, und da er der jüngern Schwester so eifrig den Hof machte, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, sich mit der ältern zu verständigen, nämlich wenn er Lust hatte und er ihr nicht zuwider war.

„Eine furchtbare Eifersucht, eine Empfindung, die ich bis dahin nie gekannt hatte, überfiel mich. Halt, dachte ich, hier ist's nicht geheuer, hier heißt es aufpassen — und während ich sonst immer derjenige war, der darauf gedrungen hatte, die ganze Geschichte abzubrechen, so erwiderte ich nun ganz kühl, daß ich ihn mit meiner Frage blos hätte auf das Glatteis führen wollen, und daß ich entschlossen sei, mein Glück nun erst recht zu versuchen. «Nun, wie du willst», erwiderte Hubert, ebenfalls ganz kühl und gleichgültig, «aber ich sage dir, die Mädchen sind auf ihrer Hut und

schließlich werden wir doch noch den Spott zum Schaden haben.» Aber zugleich sah ich, wie das Tuch am Fenster verschwand und wie Hubert, so gleichgültig er sich stellte, auf einmal ganz wie mit Blut übergossen war.

„Wir sprachen von andern Dingen, mir aber nagte ein Wurm am Herzen, der mir keine Ruhe ließ. Es war ungefähr die Hälfte der Zeit verstrichen, bis wohin die Wette zur Entscheidung gebracht werden sollte; ich ließ mir nichts merken, setzte meine Bewerbungen scheinbar fort, in der Stille aber paßte ich auf, als hätte ich tausend Augen.

„Und richtig, meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht; es war wirklich so, Hubert machte der jüngern Schwester nur scheinbar die Cour, seine eigentlichen Bewerbungen aber galten der ältern, der Auguste. Und sie mußten glücklich sein, diese Bewerbungen, die Eifersucht hat darin einen scharfen Instinct und ich sah jetzt tausend Dinge, die mir früher ganz unbemerkt geblieben waren und die es alle außer Zweifel setzten: Hubert hatte mir die schöne Blondine vor der Nase weggeschnappt, und während ich noch seufzte und schmachtete, war er bereits der Glückliche.

„Nun ging meine Leidenschaft für das Mädchen gar nicht so sehr tief, und hätte Hubert mir ehrlich gesagt: Du Bruder, soundso, ich wäre wahrhaftig freiwillig zurückgetreten und hätte obenein noch meinen Spaß daran gehabt; unter Kameraden kommt dergleichen ja wol vor. Aber die Heimlichkeit und das hinterlistige Wesen, mit dem Hubert seine Liebschaft betrieben hatte, verdroß mich; auch fürchtete ich den Spott der übrigen und wollte

nicht der zweifach Geprellte sein. Laßt mich rasch über diese elende Zeit hinweggehen, Magister, noch jetzt möchte das Herz mir vor Scham brechen, wenn ich daran zurückdenke. Ich war wie ausgetauscht; während mir sonst alle Heimlichkeit zuwider, verfolgte ich das verliebte Paar jetzt wie ihr böses Gewissen, auf Schritt und Tritt umgab ich sie, horchte und spionirte, aber das Resultat blieb immer dasselbe — ich war angeführt, und die Auguste, die für mich kalt und spröde war wie Eis, war für meinen Bruder Glut und Flamme.

„Ich hatte die größte Lust ihn darüber zur Rede zu stellen, allein er selbst kam mir zuvor. Eines Abends, ich war auf der Jagd gewesen und lag nun matt und müde in der Sofaecke, während Hubert mit langen Schritten vor mir auf und ab ging; draußen plätscherte der Regen, im Zimmer war es still und traulich, die Lichter auf dem Tische waren halb herabgebrannt, es war so recht eine Stunde, die Herzen gegeneinander aufzuknöpfen und sich alles zu sagen, was man auf der Seele hatte.

„Auf einmal blieb Hubert vor mir stehen, und den Rauch seiner Cigarre in die Luft blasend:

„«Du Bruder», sagte er, «wenn du nun statt meiner Majoratsherr würdest, und zwar noch bei meinen Lebzeiten, was würdest du wol dazu sagen? und um welchen Preis würdest du mir wol meine Erstgeburt abkaufen?»

„Er lächelte dazu und fingerte an der Cigarre, ich aber sah, wie die Hand ihm zitterte und daß es nur ein Lächeln der Verlegenheit war. Und auch der ganze Zu-

sammenhang, wie er zu dieser Frage kam und weshalb er das sagte, stand wie mit Einem Schlage vor mir.

„Aber noch hielt ich an mich. Ach was, sagte ich, bist du wieder einmal zu hitzig über dem Burgunder gewesen? Laß mich schlafen und behalte deine thörichten Einfälle für dich.

„«Je nun», erwiderte er, «man kann ja doch nicht wissen, wie alles kommt, und das erste mal würde es doch auch nicht sein, daß ein Majoratsherr zu Gunsten eines jüngern Bruders auf sein Erbe verzichtet, weil —»

„Hier stockte er und warf die Cigarre an die Erde. Ich aber sprang wie von einer Schlange gestochen in die Höhe. Weil —? rief ich.

„Hubert lächelte noch immer, aber sein Lächeln war schrecklich anzusehen; er stand da wie ein armer Sünder, der die Galgenleiter vor sich sieht.

„Ich indessen fuhr unerbittlich fort. Gut, sagte ich, du verstummst, so will ich sprechen: weil der künftige Majoratsherr verliebt ist bis über die Ohren in eine Wirthstochter, weil er, rief ich, mich selbst in immer größern Zorn hineinredend, im Begriff steht den allerdümmsten und niederträchtigsten Streich seines Lebens zu machen, weil er sich von einer Dirne hat fangen lassen und ihr seine Ehre als Offizier und den unbefleckten Stammbaum seiner Ahnen zum Opfer bringen will...!

„Wie ich das Wort «Dirne» hervorstieß, war mein Bruder auf mich losgefahren, als wollte er mich würgen. Gleich darauf aber besänftigte er sich wieder, und sich neben mich in die Sofaecke werfend, mit ganz kaltem, entschlossenem Tone, sagte er:

„«Gut, du hast es gesagt, nun ist es heraus und nun laß uns vernünftig über die Sache sprechen. Ja, ich liebe —»

„Die Auguste?! rief ich, ihn mit beiden Händen krampfhaft erfassend.

„Er nickte blos, und dann mit einem tiefen Seufzer wiederholte er leise: «Ja, die Auguste . . .»“

Achtes Kapitel.

Die Katastrophe.

„Was soll ich“, erzählte der Graf weiter, während Eduard, dem plötzlich ein furchtbares Licht in Betreff der Krankheit des unglücklichen Hubert zu dämmern begann, ihm in wachsendem Erstaunen gegenübersaß, „was soll ich viel Worte machen, Magister. Mein Bruder machte sie freilich; nachdem das Eis einmal gebrochen war, vertraute er mir mit jener überfließenden Beredsamkeit, wie sie den Verliebten eigen ist, die ganze verhängnißvolle Geschichte seiner Liebschaft. Es war alles ganz richtig, wie ich geargwöhnt hatte, und ich begriff jetzt mich selbst nicht, wo ich und wo wir alle nur die Augen gehabt, um nicht zu sehen, was doch klarer als der Tag. Die Aufmerksamkeiten, welche Hubert der jüngern Schwester erwiesen, waren nur ein Possenspiel gewesen, hinter dem er seine Leidenschaft für Auguste verbarg; schon damals, als er mich aufforderte, die freventliche Wette freiwillig verloren zu geben, hatte dieselbe in lichten Flammen gestanden, und wie sehr sie seitdem gewachsen, das konnte

ich nur aus der völlig kopf- und haltungslosen Weise schließen, mit welcher Hubert von seinem Verhältniß zu der schönen Wirthstochter sprach. Denn auf meine wiederholten Fragen, wie weit er denn mit dem Mädchen gekommen und in welchen Beziehungen er denn eigentlich zu ihr stehe, hatte er keine Antwort, ja da ich stürmischer in ihn drang und ihm die Nothwendigkeit auseinandersetzte, mir völlig reinen Wein einzuschenken, so erröthete er wie eine Jungfer und bat mich, das Gespräch fallen zu lassen. Gleich darauf aber hob er aus freien Stücken wieder an und schrie und tobte und verschwor sich bei allen guten und bösen Geistern, die Auguste habe es ihm angethan, er könne und wolle nicht von ihr lassen, und um alles mit Einem Wort zu sagen — er wollte sie heirathen.

„Na, das war denn nun doch etwas stark, und trotz der verdrießlichen Lage, in der wir uns befanden, mußte ich doch laut auflachen bei dem Gedanken: ein Graf Oberndorf, ein künftiger Majoratsbesitzer und eine Weinwirthstochter heirathen. Hubert jedoch nahm dies Lachen sehr übel auf; mit jener Festigkeit, die er trotz seines für gewöhnlich sanften und weichen Wesens zuweilen entwickeln konnte und die dann in der That keinen Widerspruch weiter duldete, erklärte er, sein Entschluß sei gefaßt, das Mädchen selbst sei einverstanden, und wenn die ganze Welt sich dagegensetze, so werde Auguste dennoch seine Frau.

„Ich erlaubte mir, noch immer halb lachend — denn wer wird auch an die Liebesschwüre eines zwanzigjährigen Lieutenants glauben?! — ihn an den Zorn unsers Vaters sowie an das Majorat zu erinnern, das mir doch auch

nicht ganz ungeeignet scheine, ein Gewicht in die Wagschale seiner Entscheidungen zu werfen. Allein auch darauf hatte Hubert seine Antwort bereit.

„«Der Vater», sagte er, «wird toben und wüthen, ich kenne ihn, ja; allein endlich wird er müssen geschehen lassen, was er nicht mehr ändern kann. Das Majorat aber, nun natürlich, das fällt an dich, Bruder Erdmann, da ich als Mann einer unebenbürtigen Frau dasselbe nicht antreten kann.»

„Nun denkt Euch in meine Lage, Magister, aber ehrlich und ohne Vorurtheil. Suchte ich Hubert mit Gewalt an der Ausführung seines Planes zu hindern, so riskirte ich ihn zum Aeußersten zu treiben; der tolle Junge war im Stande, mit dem Mädchen durchzugehen, oder wenn ihm das unmöglich gemacht ward, so schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Ließ ich ihn dagegen gewähren und kam die Heirath wirklich zu Stande, so brachte ich ihn sozusagen um sein Erbtheil und setzte mich an seine, des Erstgeborenen Stelle. Eine ganz verfluchte Lage, nicht wahr? Was ich auch thun und wofür ich mich entscheiden mochte, immer war der Refrain, daß Hubert ins Elend gerieth und daß ich den Vortheil davon hatte.

„Dies letztere besonders war es, was mich rein närrisch machte vor Aerger und Verwirrung. Denn ich hatte in diesem Punkt ein sehr feines und sehr empfindliches Ehrgefühl; es ist ein eigenthümliches Ding, der jüngere Sohn eines reichen Hauses zu sein und sich auf ein verhältnißmäßig schmales Erbtheil angewiesen zu sehen, während der Erstgeborene als Majoratsherr das große Los davonträgt. Ich selbst hatte diese Reflexion noch niemals gemacht,

aber von einzelnen meiner Kameraden war sie mir nahe gelegt worden, und da war ich vor Scham und Aerger jedesmal zurückgefahren, als hätte mich eine Natter gestochen. Auch hatte ich, trotz der kleinen Neckereien, die zuweilen zwischen uns stattfanden, meinen Bruder aufrichtig lieb und nicht um der Welt willen hätte ich mich auf seine Kosten bereichern mögen. Und doch war das, wenn ich ihm seinen Willen ließ, unvermeidlich. Aber versteht recht, Magister: wenn ich ihm den Willen nicht that und der Junge ging darüber zum Teufel, so war es ebenfalls unvermeidlich. Also Schande und Verdruß, wohin ich blickte — und Schande und Verdruß ist es geblieben bis auf diese Stunde! . . ."

Der Graf strich mit der Hand über die Augen; dann begann er von neuem:

„Das Klügste wäre nun ohne Zweifel gewesen, ich hätte mich aufs Abwarten gelegt und der Zeit vertraut, die ja so vieles ins Gleiche rückt, und die auch wol Hubert's Leidenschaft allmählich etwas abgekühlt haben würde. Noch aber war dazu keine Aussicht; nachdem er durch das Geständniß, das er mir abgelegt, sein Herz erleichtert, so war es nun auch, als ob die letzte Schranke gefallen; er machte dem Mädchen jetzt ganz öffentlich den Hof, fuhr halbe und ganze Tage mit ihr allein über Land und kurz, benahm sich so, daß er bald das Märchen des ganzen Offiziercorps wurde.

„Da mußte denn freilich eingeschritten werden. Auch — damit ich Euch meine ganze Schmach bekenne, Magister — konnte ich noch immer eine Art von Aerger oder Eifersucht, wie Ihr es nennen wollt, nicht ganz überwinden;

seit ich wußte, daß die blonde Schöne die Geliebte meines Bruders, kam sie mir noch einmal so liebenswürdig vor, und außer der Sorge um Hubert und sein Schicksal wurmte es mich auch ganz abscheulich, so hinter das Licht geführt zu sein. Die Kameraden mit Hetzen, Warnen und Zutragen thaten das Ihre; mit Einem Wort, ich war mitunter so fuchswild, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand.

„Zuweilen dachte ich daran, mit dem Mädchen selbst zu sprechen und ihr vorzustellen, in welches Elend sie meinen Bruder brächte und daß, wenn sie ihn wirklich liebte, es ebendeshalb ihre Pflicht wäre, ihm zu entsagen. Allein theils fürchtete ich ihre kecke Zunge, theils kam ich mir auch in meiner Rolle als zurückgewiesener und hintergangener Liebhaber zu abgeschmackt vor, ich scheute die Lächerlichkeit, die an einem derartigen Schritte haftete, und so unterblieb derselbe ganz.

„Inzwischen trug Hubert seine Neigung immer deutlicher zur Schau; von der Wette war längst keine Rede mehr, das ganze Offiziercorps war verstimmt und ärgerte sich, daß einer der besten Kameraden im Begriff war, sich so schmählich zu verplempern. Auch ließ der Regimentscommandeur mich eines Tages zu sich kommen und sprach ganz ernsthaft mit mir, ich möchte doch mit meinem Bruder reden und ihn veranlassen, auf einige Zeit Urlaub zu nehmen, in der jetzigen Weise könne es unmöglich fortgehen. Er, der Regimentscommandeur, sei gewiß kein Kopfhänger und sehe der jungen Welt gern durch die Finger, allein was zu arg sei zu arg, mein Bruder sei

ja verliebt, daß es eine wahre Schande, und wenn ich es ablehne, mich in die Sache zu mischen, so werde er es selber thun und unsern Vater von dem Vorgefallenen benachrichtigen.

„Nun kannte ich unsern Vater, er war der heftigste und jähzornigste Mensch, den die Erde trug. Ich muß oft im stillen lächeln, wenn die Leute mich den eisernen Oberndorf nennen. Ja, da hättet Ihr erst den Alten kennen sollen; das war allerdings ein Mann wie aus Eisen, was er befahl, das mußte geschehen, jedermann zitterte vor ihm, und sogar wir, seine Söhne, selbst schon wie wir das Porteépée trugen, haben uns oft versteckt wie die Schulbuben vor dem bloßen Ton seiner Stimme. Allerdings hatte er, seit wir beim Militär gestanden, sich sehr generös gegen uns benommen und uns große Freiheiten gelassen. Allein ich kannte auch genau die Grenze, wie weit diese Freiheit ging; mit dem Gelde konnten wir es so toll treiben, wie wir wollten, dessen hatte er genug, aber mit der Ehre seines Namens und dem unbefleckten Glanz seines Stammbaums, da verstand er keinen Spaß. Ich sah voraus, daß ein furchtbares Ungewitter über den armen Hubert hereinbrechen würde, sowie der Vater von der Affaire Kenntniß erhielt. Und doch mußte er sie erhalten, um Schlimmeres zu verhüten, und zwar mußte er sie durch mich erhalten, weil jede Mittheilung aus dritter Hand ihn noch weit mehr geärgert und gereizt haben würde. Mit Hubert selbst war nichts anzufangen, er war in den Wogen seiner Leidenschaft rein untergegangen. Soviel Vorstellungen ich ihm auch machte

und so lebhaft ich ihm auch das Unglück ausmalte, das er über sich heraufbeschwor, so blieb er doch unerschütterlich; ich konnte mir gar nicht anders denken, als das Mädchen müßte ihn behext haben, und fing an, es recht gründlich und ingrimmig zu hassen.

„In dieser aufgeregten und gehässigen Stimmung, halb toll gemacht durch das Geklatsch der Leute und die Zuflüsterungen der Kameraden, setzte ich mich denn endlich hin und schrieb meinem Vater die ganze unglückliche Geschichte. Ich selbst habe meinen Brief nie wieder zu Gesicht bekommen, da mein Vater hinterdrein sorgfältig alles vernichtete, was an die unselige Katastrophe erinnern konnte. Doch kann ich mir schon denken, daß der Brief nicht eben angethan gewesen sein wird, den widerwärtigen Eindruck, den meine Mittheilung beim Vater nothwendig hervorbringen mußte, zu mildern; Verdruß über das Aufsehen, das die Geschichte zu machen anfing, Aerger über Hubert's unnatürliche Schwäche, wie ich es nannte, Furcht, bereits zu lange geschwiegen zu haben, vielleicht auch noch ein Rest von Eifersucht, die in irgendeinem Winkel meiner Seele versteckt lag, alles kochte und brodelte in mir durcheinander, und so entstand jener unselige Brief und so wurde er abgesendet, natürlich ohne daß Hubert die geringste Ahnung davon hatte. Denn das war nothwendig, wenn ich Hubert nicht zum Aeußersten treiben und ihn veranlassen wollte, mit dem Mädchen fortzulaufen, noch bevor mein Vater Zeit gehabt, herüberzukommen und die Sache in Ordnung zu bringen.

„Und mein Vater kam, schon den dritten Tag, nachdem ich geschrieben. Von dem Briefe war zwischen uns keine Rede; er stellte sich ganz heiter und unbefangen, gab vor, nur eines zufälligen Geschäfts wegen in die Stadt gekommen zu sein, und war auch gegen Hubert ganz freundlich, sogar freundlicher, als es wol sonst in seiner Art lag. Doch bemerkte ich, daß er bei unserm Obersten sowie bei verschiedenen andern Offizieren des Regiments Visite machte. Auch zu dem Vater des Mädchens sah ich ihn hineingehen; es hatte auch das nichts Auffallendes, da derselbe ja einen ausgedehnten Weinhandel betrieb und mancherlei Lieferungen für den Keller meines Vaters zu besorgen hatte. Ihr könnt Euch vorstellen, Magister, wie mir bei alledem das Herz schlug und mit welcher Bangigkeit ich auf den Moment wartete, wo das Gewitter losbrechen würde. Denn aus freien Stücken davon anzufangen und meinen Vater zu fragen, was er nun so eigentlich im Sinne habe, dazu fehlte mir der Muth; wir waren nicht so erzogen von meinem Vater, daß wir jemals gewagt hätten, das Wort zu ergreifen, sondern immer warteten wir, bis wir vom Vater gefragt wurden.

„Endlich kam der Alte nach Hause; es war wieder ein stiller dämmeriger Abend wie jener, da Hubert mir die ersten Geständnisse gemacht hatte. Der Alte fragte mich in ganz mildem leutseligen Tone, ob Hubert zu Hause sei, und da ich es bejahte, so hieß er mich, doch irgendeinen Besuch in der Nachbarschaft machen, er habe mit Hubert etwas zu sprechen, wobei er allein mit ihm

zu sein wünsche. Die Knie wankten mir, wie ich die kalte ruhige Entschlossenheit meines Vaters sah, doch war ich zu sehr an Gehorsam gewöhnt, um mir irgendeinen Widerspruch zu erlauben. Schon unter der Thür rief er mir noch nach, wo doch wol mein Pistolenkästchen stände und ob auch die Ladung gehörig in Ordnung. Der Ton blieb mir in der Kehle stecken, ich war im Begriff, meinem Vater zu Füßen zu fallen und ihn um Mitleid für Hubert anzuflehen; allein ein Blick aus seinen kalten starren Augen hieß mich schweigen, und so wankte ich halb bewußtlos fort, hinaus in die milde dämmerige Nacht. Herrgott, wie war da alles so still, so friedlich, und welche furchtbare Tragödie spielte sich vielleicht in eben diesem Augenblick zwischen Sohn und Vater, meinem Vater und meinem Bruder, ab!

„Die furchtbare Aufregung, in der ich mich befand, ließ mir keine Ruhe; schon nach einer halben Stunde kehrte ich an unser Haus zurück. Die Zimmer meines Bruders lagen zu ebener Erde, es war ein kleines niedriges Haus, und da sich der Vorhang am Fenster zufällig verschoben hatte, so konnte ich einen Blick in das schwach erleuchtete Gemach werfen. Ich sah meinen Vater hoch aufrecht, ein Pistol mit gespanntem Hahn in der Hand, leichenblaß, aber mit keiner Fiber seines ehernen Antlitzes zuckend, vor meinem Bruder stehen, der, kraftlos zusammengebrochen, in halb sitzender, halb knieender Stellung in einen Stuhl gesunken war. Auf dem Tisch vor ihm lag ein beschriebenes und untersiegeltes Blatt; mit der Rechten hielt mein Vater das Pistol, während er

Hubert mit der Linken die eingetauchte Feder hinreichte. Es war todtenstill zwischen beiden, kein Wort ward gesprochen, ich hörte das Ticken der Uhr, die mein Vater vor sich auf den Tisch gelegt hatte, bis auf die Straße; das Ganze war ein fürchterlicher Anblick, und ich begreife noch jetzt nicht, wie ich denselben ausgehalten, ohne laut aufzuschreien und die Scheibe in Stücke zu schlagen.

„Endlich löste sich der Starrkrampf, der mich gefangen hielt, ich stürzte ins Haus, ich wollte um Hülfe rufen, ich wollte mir gewaltsam Eintritt in das Zimmer verschaffen, um das Ungeheuerste zu verhindern. Allein indem ich in den Vorsaal trat, öffnete sich die Thür bereits von selbst und mein Vater trat mir entgegen; er war noch immer leichenblaß, aber ruhig und unerschüttert. Hinter ihm, ein Bild des Jammers, schwankte Hubert; ich konnte mich bei seinem Anblick nicht enthalten, in laute Thränen auszubrechen.

„Mein Vater beachtete dieselben nicht; mit der einen Hand ein Papier in die Brusttasche schiebend, mit der andern das Pistol, von dem er das Zündhütchen sorgsam abgenommen hatte, in das Kästchen zurücklegend, sagte er — und stellt Euch vor, Magister, was für ein Mann mein Vater war: nicht einmal seine Stimme zitterte indem er sprach . . .

„Also er sagte: «Du kommst zur guten Stunde, mein Sohn, ich habe dir interessante Neuigkeiten mitzutheilen, Hubert weiß sie bereits. Es ist nichts auf die Länge mit dem Militärdienst, man verwildert dabei nur, und obenein, ihr Schelme», indem er ganz gütig lächelte,

«greift ihr denn doch etwas zu tief in meinen Beutel. Ich habe den Abschied für euch gefordert, ihr werdet mit hinauskommen nach Oberndorf. Auch kannst du deinem Bruder gratuliren, er wird die Cousine Adelgunde heirathen, eben hat er den Ehecontract unterschrieben.» . . ."

Neuntes Kapitel.

In der Hütte.

Allein hier ist es Zeit, daß wir die Erzählung des Grafen für einige Augenblicke unterbrechen und den Leser ersuchen, uns hinauszubegleiten in die schwarze, schweigende Nacht, welche draußen ihre geheimnißvollen Schleier breitet. Wir tappen mühsam durch das Dunkel, bis wir vor einer Hütte stehen, die in dem verstecktesten Winkel der Dorfgasse liegt; wir kennen die Stelle bereits, es ist dieselbe Hütte, in der Eduard vorhin die schwarze Nanni aufsuchte und deren Thür er verschlossen fand.

Auch jetzt ist die Thür verschlossen, der junge Mann indessen, der soeben geräuschlos, den Athem an sich haltend und vorsichtig nach allen Seiten spähend, über den Zaun steigt, welcher das enge Gehöft umgibt, ist mit der Gelegenheit offenbar besser vertraut als wir. Er schleicht sich leise an die Hinterpforte, greift unter die Schwelle, und mit einem leisen Druck hebt er den Riegel aus dem

Schloß. Alles ist finster; auf den Zehen schleichend tappt der junge Mann vorwärts, mit solcher Vorsicht und auf so unhörbaren Sohlen, wie eine Mutter, welche den Schlaf ihres Kindes zu stören fürchtet. Schon rührt sein Fuß an eine ärmliche Schütte Stroh, er beugt sich nieder, und wenn die Nacht nicht so dunkel wäre, so könnten wir sehen, wie zwei große schwere Thränen aus seinen Augen rinnen.

In demselben Augenblick jedoch fuhr eine Gestalt von dem Lager und eine Stimme wurde laut, nicht ängstlich und erschrocken, vielmehr fest und ruhig, wol aber leise klagend, wie von einem geheimen Weh gepreßt. „Wer ist da?“ sagte die Stimme, „und was soll das hier, mitten in der Nacht?“

Es war die schwarze Nanni, die also allerdings zu Hause war; auch war ihre Wunde keineswegs so unbeträchtlich gewesen, wie Eduard sich tröstete. Zwar hatte sie noch die Kraft gehabt, sich allein nach ihrer Hütte zurückzufinden, aber kaum hier angelangt, war sie, von einem heftigen Fieber geschüttelt, auf ihr armseliges Lager gesunken, um gleich darauf in einen traumähnlichen Zustand, halb Schlummer, halb Betäubung, zu sinken.

In dieser Betäubung hörte sie um Mitternacht deutlich, wie jemand über die Umzäunung stieg, die Thür öffnete und sich unvermerkt in ihre Nähe schlich. Es war nur einer, der diesen Weg kannte und ihn schon öfters, wenn auch immer gegen Nanni's Willen, zurückgelegt hatte, darum beunruhigte Nanni sich auch nicht weiter, nämlich wenn Unruhe überhaupt in der starken und tapfern Natur dieses Mädchens gelegen hätte, son=

dern sich langsam in die Höhe richtend und die Decke fester um sich ziehend, fragte sie nur: „Wer ist da? und was soll das hier, mitten in der Nacht?“

„Ich bin's“, flüsterte eine Stimme, und auch diese Stimme kennen wir — es ist der schöne Heinrich. Er hatte sich schon einigemal auf eben diesem Wege, allem Anscheine nach der Weg eines beglückten Liebhabers, zu dem Mädchen gestohlen, aber immer nur, um ihr seine Klagen auszuschütten und mit Hohn und Spott von ihr zurückgeschickt zu werden.

Auch heute kam er, mit einem Herzen, so rein, so treu und so voller Ehrerbietung, wie nur je in der Brust eines Mannes geschlagen. Es war ihm nicht möglich gewesen, Eduard's Weisung zu befolgen; in rathlosem Jammer, tausend Plane entwerfend und in demselben Augenblick wieder zerstörend, hatte er sich bis tief in die Nacht in Wald und Busch umhergetrieben und kam nun, nach dem geliebten Mädchen zu sehen und sich zu überzeugen, wie es mit ihrer Verwundung stehe und ob sie auch irgendeiner Pflege bedürfe.

„Ich konnte dir ja nicht folgen“, sagte er entschuldigend, „sie ließen mich ja nicht fort, ich bin ja der Sklave, der keinen Willen und keinen eigenen Gedanken hat. Und nachher, wie ich zu mir selbst kam — denn glaube nur, Nanni, ich werde noch verrückt, rein verrückt vor Schmerz und Liebe, wenn du mich nicht erhörst — da fürchtete ich das Aufsehen vor den Leuten, wenn du mich so rauh zurückweisen und mir die Thür vor der Nase zuwerfen würdest, wie du ja zu thun pflegst. Darum komme ich nur in der Nacht — sie ist die

Hüterin der Armen, Nanni, und arm und elend sind wir ja alle beide."

„Es ist wahr", fuhr er fort, indem er den Fuß ängstlich zurückzog, um auch nicht den kleinsten Halm des Lagers zu knicken, auf welchem das Mädchen ruhte, „du hast mir verboten zu dir zu kommen, sei es bei Nacht, sei es bei Tage. Aber ich mußte doch sehen, was du machtest, und mußte dein liebes Köpfchen zwischen meine Hände nehmen — das geliebte Köpfchen, das sie so roh, so schändlich zerschlagen haben — und mußte deine Wunde kühlen mit meinen Thränen. Ach Nanni", setzte er dumpf hinzu, „ich glaube, das war heute ein verhängnißvoller Tag . . ."

„Gewiß war er das", erwiderte Nanni mit einem tiefen Seufzer, der zu der sonstigen unverwüstlichen Heiterkeit des jungen Mädchens nur wenig harmonirte, „aber darum hättest du doch nicht zu mir kommen sollen, nachts und gegen meinen Willen; ist die schwarze Nanni nicht schon verhaßt genug? und reden die Leute nicht schon genug des Uebeln von mir? Aber sie haben das Recht dazu —"

„Niemand hat ein Recht dazu", rief Heinrich mit überwallender Empfindung, „alle sollen dich lieben und sollen dich verehren, wie ich dich ehre und liebe! Auf den Händen sollen sie dich tragen, wie ich es thun würde, wenn du es mir nur erlaubtest, du böses, geliebtes Mädchen . . ."

„Damit wird es nun wol noch einige Zeit dauern", erwiderte Nanni. „Aber da du nun einmal da bist und bevor wir eins ins andere reden, sieh doch einmal nach,

ob du Stein und Zunder finden kannst, ich dächte, es müßte noch ein wenig Oel auf der Lampe sein."

Heinrich gehorchte, und bald erleuchtete der zitternde Schein einer ärmlichen Lampe die niedrigen Räume. Es war ein seltsamer Anblick: das junge bleiche Mädchen, das Aufregung und Erschöpfung noch bleicher erscheinen ließ, noch mit den Blutspuren in den Haaren, die sich während des Schlummers gelöst hatten und in langen schwarzen Flechten über die halbentblößten Schultern hingen, halb in das Stroh vergraben, und ihr gegenüber Heinrich, ebenfalls mit verwildertem Antlitz und in ungeordneter Kleidung, mit tiefen brennenden Blicken das geliebte Bild verschlingend.

„So", sagte Nanni, da die Lampe endlich brannte, „das ist gut, nun setze dich dahin — nein, dort meine ich, in die fernste Ecke und die Lampe stelle zwischen uns, so — und nun will ich dich auch ein wenig ansehen . . ."

So geringfügig diese letztere Gunstbezeigung auch war, besonders zu dieser Stunde und in einer solchen Umgebung, so gewährte sie dem jungen Manne doch eine unendlich süße Beruhigung: denn er wußte nun, daß Nanni ihm nicht mehr zürne. Lange Zeit heftete das seltsame Paar Auge in Auge; dann sich erschöpft hintenüber lehnend, sagte Nanni:

„Du bist doch im Grunde ein guter Mensch, Heinrich, und es ist recht unrecht von mir, daß ich dich immer so schnöde behandelt habe; was du heute für mich gethan, wahrhaftig, kein anderer hätte es gethan."

„O sprich nicht davon, Nanni", sagte der junge

Mann, „ich wäre ja glücklich, wenn ich dir mein ganzes Leben zu Füßen liegen, ja wenn ich für dich sterben könnte."

„Ei was", erwiderte das Harfenmädchen, „es stirbt sich nicht so rasch und auch ich denke bald wieder auf den Beinen zu sein, es ist blos eine Schramme in der Haut, und im Grunde waren die Hunde gar nicht daran schuld, sondern die alte schwere Harfe hat es gethan. Nun, die Harfe hat mich bisher so treulich genährt, da kann sie mir auch schon einmal ein bischen wehe thun."

„Nein, nein", rief Heinrich leidenschaftlich, „nicht die Harfe ist es gewesen, sondern die Hunde! die Hunde, die sie auf dich gehetzt haben — o es ist entsetzlich!"

„Ja", sagte Nanni matt, indem ein halb bitteres, halb zufriedenes Lächeln um ihre bleichen Lippen spielte, „habe ich es dir nicht immer gesagt, daß der Graf ein alter Heide, ein Neuntödter, und daß du ein rechter Tropf bist, dein junges Leben in solchem Dienst zu verlieren? Ach du weißt nur nicht, was das heißt frei sein, frei wie der Vogel in der Luft und niemand gehorchen als sich selbst! Aber ich hoffe, das ist nun vorbei und du läufst nun, so weit die Füße dich tragen."

„Gewiß werde ich laufen", antwortete Heinrich, „aber nur nicht ohne dich! Sieh, das ist es am allermeisten, weshalb ich komme. Mein Los ist nun geworfen, es ist nicht möglich, daß ich in den Dienst des Grafen zurückkehre, ich muß nun weit fort in die Welt. Denke nicht, daß ich mich davor fürchte, im Gegentheil, dieses Brot der Knechtschaft würgt mich schon seit langem im Halse, und ich will lieber hungern und frieren, als noch länger solch elender Sklave sein. Aber vor einem fürchte ich

mich, eins ist, was ich nicht ertragen könnte — dich nicht mehr zu sehen, Nanni. Nein, ziehe nicht so spöttisch mit dem Munde — was kann ich denn dafür, daß ich dich so liebe? daß ich nicht sein kann ohne dich? Du duldest ja einen Hund, eine Katze, einen Hänfling duldest du, der sich an dich gewöhnt und der auf deine Schulter fliegt, wenn er dich sieht; so dulde auch mich! Ich sage nicht, wie ich wol früher gesagt habe: werde meine Frau! Ich weiß jetzt, daß dies Glück zu groß für mich wäre und daß du zu Besserm bestimmt bist, als die Frau eines armen weggejagten Bedienten zu werden. Aber ich bitte dich: schicke mich nicht von dir, dulde mich in deiner Nähe, und wohin du gehst, dahin laß mich auch gehen. Sieh, du bist solch zartes feines Geschöpfchen, du bist nicht geboren, auf der Landstraße durch Sturm und Regen zu laufen, nimm mich zu deinem Begleiter, ich will dir die Harfe tragen, ich will dir die Noten halten, wenn du singst, das Geld will ich für dich einsammeln, bewachen will ich dich, wenn du schläfst, ja und wenn alles andere nicht mehr hilft, so will ich für dich betteln und stehlen und morden . . ."

Zehntes Kapitel.

Ein halbes Geständniß.

Eine tiefe Pause erfolgte. Heinrich saß in seinem Winkel, vornüber gebeugt mit ausgebreiteten Armen, als wolle er die Geliebte durch die Lüfte hindurch vermittelst der Kraft seiner Leidenschaft an sein hochklopfendes Herz ziehen; seine ganze Seele lag in seinen Blicken. Auch Nanni hatte sich aufgerichtet; sie sah den jungen Mann ebenfalls mit langen ausdrucksvollen Blicken an, aber der Blick war trübe und der Ausdruck schmerzlich.

„Armer Junge", sagte sie, „wie leid du mir thust! und wie schade, daß ich dich nicht früher so kennen gelernt habe! Habe nochmals Dank, daß du dich meiner so tapfer angenommen, ich hätte es dir nicht zugetraut; habe Dank, es hätte ein schönes Leben werden können — aber nun ist es zu spät", setzte sie hinzu, indem sie den Kopf auf die Brust neigte und die Strohhalmen ihres dürftigen Lagers einzeln durch die Finger gleiten ließ.

„Nichts ist zu spät", rief Heinrich, hingerissen durch die ungewohnte Milde des sonst so spröden und eigen=

sinnigen Mädchens, „nichts ist zu spät, wenn du mich liebst und wenn du mir nur erlauben willst, daß ich dich liebe! Du bist jung, schön, anmuthig, deine Stimme klingt wie der Gesang der Lerche, wenn sie sich in der schönen kühlen Morgenfrühe mit gleichen Flügeln gen Himmel schwingt; es kann dir nicht fehlen, du wirst noch eine reiche, vornehme, berühmte Frau. Ich habe so öfters von weitem zugehört, wenn die Herrschaften über Tafel sich erzählen; es ist schon mehr als ein armes Mädchen in dünnem Röckchen mit der Harfe im Arm straßauf straßab gelaufen und ist zuletzt doch noch eine große und gepriesene Sängerin geworden. Versuch es, vertraue dich meinem Schutz! Ich bin zwar nur ein ungeschickter einfältiger Bursche, aufgewachsen in der Bedientenstube und abgerichtet zu allerlei elenden Künsten. Aber ich will mich bessern, ich will etwas Tüchtiges lernen, ich will dir Ehre machen, Nanni — arbeiten will ich für dich", rief er, „arbeiten, Nanni, daß du leben sollst wie eine Prinzessin und sollst nicht wissen, was Sorge heißt!"

„Nicht so, nicht so", bat Nanni, indem sie die fieberheiße Stirn in die Hände preßte, „du meinst es gut, Heinrich, aber du machst mir Schmerzen damit. Ja ehedem, da ich noch ein Kind war, da gab es wol eine Zeit — aber nun ist sie vorüber und vorüber auf ewig . . ."

Heinrich blickte sie verwundert an. Nanni fuhr fort:

„Höre, was ich dir sage, mein Freund, es ist eine feierliche Stunde und es kann lange währen, ehe mein Herz wieder einmal so weich wird und ich so freundlich zu dir bin wie heute. Ich bin noch sehr jung und sehr unwissend, alle die schönen Dinge, rechnen, schreiben,

lesen, welche der Graf dich hat lernen lassen, sind mir so gut wie böhmische Wälder; ich bin nichts als eine arme Straßensängerin. Aber ich habe mehr von der Welt gesehen als du, und darum glaube meinen Worten. Es muß sehr süß sein, ich kann es mir denken, einen ordentlichen Mann zu haben, den man liebt, und ihm anzugehören als treue, brave, ehrliche Frau; ja mitunter ist es mir, als gehörte nur ganz wenig dazu und wir Mädchen könnten jeden lieben, der uns liebt und uns mit starkem Arme schützt, ernährt und in Ehren hält. Aber wie süß dies Glück sein mag und wie leicht die Reichen und Vornehmen es sich erkaufen mögen, für uns arme Leute, uns Kinder des Elends und der Schande ist es nicht. Hörst du, was ich sage, Heinrich? der Schande! — Und wenn dir der Graf auch seine Einwilligung gäbe, und wenn du mich in ein Haus führen könntest, strotzend von Gold und Seide, ich könnte dir meine Hand doch nicht reichen; sieh nur her", sagte sie halb scherzend, „sie ist zu rauh, sie hat zu viele Schwielen diese Hand, sie hat zu viel arbeiten müssen, zu viel und zu früh auf der breiten Heerstraße des Lebens . . ."

„Ich verstehe dich nicht", entgegnete Heinrich, „bin ich denn nicht ebenfalls ein Sohn der Armuth und der Dienstbarkeit? Was ist denn wol schlimmer und hinterläßt tiefere Narben, das freie lustige Leben, das du führst, oder diese schimpfliche Knechtschaft, in der ich gesteckt habe von Kindesbeinen? Der Magister, ich meine der junge gelehrte Herr, der jetzt oben im Schlosse ist, hat es mir heute Abend noch selbst gesagt, daß der Graf mich ge=

halten hat wie einen Leibeigenen, und daß er dazu kein Recht besitzt ..."

„Wie einen Leibeigenen", wiederholte Nanni spöttisch, „ach du armer Tropf, weißt du denn nicht, daß es noch eine andere Knechtschaft gibt, die macht die Seele zu eigen? Und das ist die schlimmere. Ich denke mir", fuhr sie fort, indem sie die Augen mit den langen schwarzen Wimpern bedeckte, als wollte sie sich ganz in die Erscheinungen ihres Innern vertiefen, „ich denke mir, das Leben, das du im Schlosse geführt hast, muß doch im ganzen recht still, recht einfach, recht — wie soll ich nur sagen, recht unschuldig gewesen sein. Kleider bürsten und Stiefel putzen, Teller wechseln und hinter dem Stuhle stehen, nun ja, es ist ein langweiliges Metier, aber es muß, denke ich mir, wenigstens das Gute haben, daß man nicht viel dabei sündigen kann. Was werden deine größten Verbrechen sein, armer Junge? Daß du vielleicht einmal die Zeit verschlafen, oder ein Glas zerbrochen, oder wenn du deinem gnädigen Fräulein die Schüssel hast von links reichen sollen, hast du sie ihr von rechts gereicht. Danke du deinem Gott, Heinrich, daß er dir das Leben so leicht gemacht, und glaube, daß es nicht allen so gut geworden."

„O", entgegnete Heinrich halblaut, „ich bin lange nicht so gut, wie du denkst, Nanni, ich habe auch viel Böses gethan, viel Böses — wenn auch freilich nur immer in Gedanken bisjetzt. Weißt du, Nanni", flüsterte er, indem er sich mit dem halben Oberleib in die Höhe richtete und mit verstörten Augen vor sich hinstarrte, „weißt du, Nanni, daß ich in Gedanken bereits geraubt habe und Feuer angelegt und gemordet? Gemordet, Nanni?!

O wenn alle meine Gedanken laut, meine Träume lebendig würden, es würde ein entsetzliches Register!"

Nanni blickte ihn forschend an; die Lampe war im Verlöschen und warf ein unheimlich flackerndes Licht auf die verstörten Züge des jungen Mannes, der noch immer regungslos mit weitgeöffnetem Auge vor sich hinstarrte. Darauf sagte sie:

„Was man blos in Gedanken sündigt, das vergibt Gott. Aber sündigen und sich nichts dabei gedacht haben, siehst du, Heinrich, das ist das Schrecklichste von allem..."

Und dann plötzlich in einem ganz andern Tone und auf ein ganz anderes Thema überspringend:

„Die Hochzeitsgeschenke", sagte sie, „gehen dir nun freilich auch verloren, armer Heinrich. Wie ist es damit? Der junge Baron, der Albert, heirathet ja wol euer gnädiges Fräulein; ist die Hochzeit bald und wird sie recht groß und recht glänzend?"

Wiewol Heinrich an die Launen und Seltsamkeiten des Harfenmädchens hinlänglich gewöhnt war, so kam diese so ganz fern liegende Frage ihm doch etwas gar zu unerwartet; er sah darin nur das Bemühen, ein Gespräch abzubrechen, das für ihn bisher so interessant und seinem Herzen so wohlthuend gewesen, und begnügte sich daher mit der ziemlich einsilbigen Antwort, daß er sich um diese Dinge niemals bekümmert habe; allerdings gelte Baron Albert als der Verlobte der jungen Gräfin, doch wisse er nicht, ob es sich wirklich so verhalte, und noch weniger, wann die Hochzeit sein werde.

Aber Nanni's Neugier war damit noch nicht befriedigt. „Die junge Gräfin", forschte sie weiter, „ist wol recht

stolz, eine echte Tochter ihres Vaters, nicht wahr? Sie hat ein schönes majestätisches Gesicht, aber es gefiel mir nicht, daß sie mich so durch das Glas betrachtete. Auch hätte sie es nicht dulden sollen, daß der Graf mich so mishandelte; es ist immer eine Schmach für unser ganzes Geschlecht, und alle Frauen sollten sich empören, wenn eine einzige von ihnen mishandelt wird."

„Laß uns", meinte Heinrich, „nicht von fremden Leuten sprechen, Nanni, wir haben genug mit unserm eigenen Schicksal zu thun, dächte ich . . ."

Allein Nanni bezeigte keine Lust, das so jählings abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen; sie sei müde und auch ihr Kopf fange wieder an zu schmerzen, sagte sie; auch sei es die höchste Zeit, daß Heinrich sich entferne, da der Tag bereits zu grauen beginne.

Und so groß war die Gewalt, welche das Mädchen über den Jüngling übte, daß er auch dieser Aufforderung ohne Widerspruch gehorchte. Er reichte ihr die Hand. „Ich gehe", sagte er —

„Und wohin?" fragte Nanni.

„In das Schloß zurück nicht", erwiderte Heinrich, „doch wird sich ja wol im Walde noch ein Fleckchen finden, wo ein ehrlicher Bursche sein Haupt niederlegen kann. Morgen in aller Frühe hat der Magister mir Bescheid vom Grafen zugesagt; ich verspreche mir nichts, ja ich wünsche nichts davon, aber es wäre unartig gegen den Magister, der immer so gut und freundlich gegen mich ist, wollte ich seinen Bescheid nicht abwarten. Was dann geschieht, Nanni, liegt in deiner Hand; sieh du nur zu, daß du recht bald wieder gesund wirst — und was den

Vorfall von gestern Abend anbetrifft, so verlaß dich darauf, daß ich dich räche.“

„Ich muß dir deine eigenen Worte zurückgeben“, antwortete das Mädchen, „sorge du nur für dich selbst und bekümmere dich nicht um mich; unsereins muß auf dergleichen gefaßt sein, das bringt das Handwerk so mit sich, auch ist es noch lange das Schlimmste nicht, was mir widerfahren . . .“

„Aber ich darf dich doch wiedersehen?“ fragte Heinrich, „und du gehst doch nicht fort, ohne daß wir uns noch einmal gesprochen haben?“

„Es wird mit dem Fortgehen nicht so rasch werden, guter Heinrich“, antwortete Nanni mit trübem Lächeln, „meine Wunde brennt mich ganz erbärmlich, und wenn du, ehe du gehst, mir den Wasserkrug hierher rücken wolltest, so würde ich dir dankbar sein. So, da steht er gut — und nun puste die Lampe aus und geh leise, damit dich niemand hört.“

Heinrich verlöschte die Lampe, noch einen Blick warf er auf das geliebte Mädchen, dessen bleiche Züge ihm durch das erste ungewisse Morgengrauen geisterhaft entgegenleuchteten; dann entfernte er sich ebenso unhörbar wie er gekommen.

Elftes Kapitel.

Die Trauung.

Kehren wir jetzt zu dem Grafen zurück, der seine Erzählung inzwischen folgendermaßen zu Ende gebracht hatte:

„Gleich am nächsten Morgen nach jenem furchtbaren Abend nahm der Vater uns beide mit sich hinaus nach Oberndorf; nicht einmal die üblichen Abschiedsvisiten wurden uns verstattet. Die Nacht über hatte er in demselben Zimmer mit Hubert geschlafen, auch verließ er ihn keine Minute bis zu dem Augenblick, da wir in den Wagen stiegen, sodaß es Hubert völlig unmöglich fiel, von seiner Geliebten Abschied zu nehmen oder ihr auch nur irgendeine Nachricht zukommen zu lassen.

„Unsere plötzliche Entfernung aus dem Offiziercorps machte großes Aufsehen und sollte für das ganze Regiment, ja selbst für das Städtchen, in welchem dasselbe bisher in Garnison gestanden, die unerwartetsten und unangenehmsten Folgen haben. Die Geschichte jener unseligen Wette sprach sich herum und gelangte sogar bis in die Residenz; eine Untersuchung wurde eingeleitet, ich weiß

nicht, ob auf heimlichen Betrieb meines Vaters oder ob infolge der vielen, zum Theil sehr entstellten Gerüchte, welche sich über den Vorfall verbreiteten; das ganze lockere Leben, das wir so lange geführt hatten, wurde sozusagen zu Protokoll genommen, und das Ende vom Liede war, daß unser alter Oberst einen Wink erhielt, seinen Abschied zu nehmen, das Regiment selbst aber ward in eine andere größere Stadt verlegt, wo die Offiziere weniger ausschließlich die Herren spielen und ihren Gelüsten weniger den Zügel schießen lassen konnten.

„Was Hubert anbetraf, so hielt er sich ganz still und verschlossen; zu fragen wagte ich ihn nicht, theils aus Mitleid, theils aus Besorgniß, die kaum verharschte Wunde wieder aufzureißen und einen neuen Ausbruch seiner unglücklichen Leidenschaft herbeizuführen. Die ihm bestimmte Braut, Cousine Adelgunde, fanden wir bereits auf Schloß Oberndorf gegenwärtig. Es war ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen; sie fühlte wohl, daß Hubert ihr kein Herz entgegenbrachte, aber sie begriff auch die Verhältnisse ihres Standes und war entschlossen, ihr Schicksal mit Würde zu tragen. Auch war Hubert's Betragen gegen sie den Umständen ganz angemessen, das heißt zwar kühl und zurückhaltend, aber doch ohne sichtliche Abneigung. Er schien seit jener entsetzlichen Stunde völlig gebrochen und ließ willenlos mit sich machen, was seine Umgebung für gut befand. Auch die feierliche Verlobung ging ohne Störung vorüber, und ich dankte Gott in meinem Herzen und glaubte schon, das Schlimmste wäre vorüber.

„Aber siehe da, unmittelbar nach der Verlobung erkrankte Hubert. Die Aerzte sagten, es wäre ein Nerven-

fieber; er lag in wilden Delirien, und niemand durfte zu ihm, mit Ausnahme meines Vaters, der ihn mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit pflegte, und der ihm bestellten Wärter. — Die Krankheit zog sich hin, es vergingen Wochen, aus den Wochen wurden Monate, und noch immer war der Zustand des Kranken ein hoffnungsloser. Endlich konnte er zwar das Bett wieder verlassen, aber o gerechter Himmel, wie sah er aus und was war aus ihm geworden! Der einst so frische, blühende Jüngling war ein müder, welker Greis; nichts beschäftigte, nichts interessirte ihn, ganze Tage konnte er sitzen und auf einen Fleck stieren; selbst die Anwesenheit seiner Braut, die häufig zum Besuch herüberkam und sich mit dem Vater in seine Pflege theilte, vermochte nicht, ihn aus seinem Stumpfsinn emporzurütteln. Es war als ob er in einer andern Welt lebte und nichts sah von dem, was um ihn vorging; nahm er aber einmal an etwas theil, so zeigte er dabei eine so krankhaft erhöhte Reizbarkeit und ein so wildes unheimliches Feuer, daß wir ihn am liebsten wieder in seine Einsamkeit zurückkehren sahen.

„So verging ein trüber Herbst und ein noch trüberer Winter. Die Aerzte riethen zu einer Luftveränderung, der Vater aber behauptete, Cousine Adelgunde sei die beste Arznei, welche dem Patienten verordnet werden könne, und setzte, den Widerspruch der Aerzte nicht achtend, die Hochzeit auf die ersten Tage des wiederkehrenden Frühlings fest. Auch dagegen erhob Hubert keinen Widerspruch; wie gesagt, er ließ sich alles gefallen und war ganz zufrieden, wenn andere für ihn dachten und beschlossen. — Von Auguste hatte ich in der ganzen Zeit

nichts gehört; der Vater hatte mir jeden Verkehr mit dem Städtchen untersagt, und da auch inzwischen meine ehemaligen Kameraden den Ort verlassen hatten, so hatte ich auch gar keine Veranlassung mehr, mich um denselben zu kümmern. Bei alledem, und so ruhig Hubert auch dem Anscheine nach war, konnte ich mich einer trüben Ahnung nicht erwehren; sie sollte sich nur allzu bald und allzu furchtbar bestätigen.

„Da es die erste Hochzeit war, welche auf Schloß Oberndorf gefeiert ward, seitdem mein Vater den ehemaligen Glanz der Familie erneuert und die alten Stammgüter derselben wieder zusammengebracht hatte, so sollte dieselbe mit größtem Pomp begangen werden; war es doch zugleich auch das erste mal, daß ein künftiger Majoratsherr von Oberndorf sich vermählte, und so schien es nicht mehr als billig, bei dieser Gelegenheit den ganzen so glücklich wiederhergestellten Glanz des Hauses zur Schau zu tragen. Mein Vater war sonst, wie ich Euch ja wol schon gesagt habe, Magister, ziemlich knauserig und legte auf die Freuden und Genüsse des Lebens wenig Werth; wo es sich jedoch um einen von uns Söhnen handelte oder wo es darauf ankam, durch seinen Reichthum zu imponiren, da kannte seine Freigebigkeit und Prachtliebe keine Grenzen. Es war dasselbe Motiv, das ihn veranlaßte, jenen unglücklichen Schloßbau zu unternehmen, der ihn schließlich das Leben kostete und der noch jetzt als traurige Ruine dasteht. Doch davon vielleicht ein andermal.

„So rückte der Tag des Festes denn immer näher; zahllose Gäste waren geladen und die glänzendsten Vor=

bereitungen getroffen. Es stand damals in einem entfernten Theil des Parks eine alte Kapelle, die ich seitdem habe abbrechen lassen; nach dieser Kapelle, mitten durch den im Frühlingsschmuck prangenden Garten, sollte der festliche Zug sich hinbewegen und hier, unter den glanzvoll restaurirten Wappenschildern der Oberndorfe sollte die Trauung dann stattfinden. Mein Vater entwickelte bei diesen Zurüstungen zum Feste eine unglaubliche Thätigkeit; er wurde ordentlich wieder jung, und ich entsinne mich nicht, ihn jemals so froh und leutselig gesehen zu haben. Auch ich, da alles ruhig blieb und auch Hubert's Gesundheit sich in demselben Grade zu befestigen schien, wie der Hochzeitstag näher rückte, faßte Muth, und wenn ich auch mitunter noch an die Auguste und ihre unselige Liebschaft mit Hubert dachte, so geschah es doch eben nur, wie man an ein überstandenes und überwundenes Unglück denkt.

„Es war am Vorabend des Hochzeitstages; alle Vettern und Basen bis ins zwanzigste Glied hatten sich eingefunden, eine glänzende Gesellschaft wogte durch die engen Räume des Herrenhauses — desselben, das ich noch jetzt bewohne und unter dessen Dach wir uns in diesem Augenblick befinden, Magister — und mein Vater bedauerte nur, daß das neue Schloß noch nicht fertig, um seine Gäste desto stattlicher bewirthen zu können. Adelgunde in ihrem festlichen Schmuck sah allerliebst aus und selbst auf Hubert's Wangen war ein leiser Anflug der frühern Jugendblüte zurückgekehrt.

„Da wurde ich plötzlich von einem vertrauten Diener auf geheimnißvolle Weise herausgerufen; ich vermuthete

irgendeine Ueberraschung für das junge Paar und folgte ganz unbefangen in eine Ecke des Gartens, wohin der Diener mich führte und wo, wie er sagte, ein Fremder mich sprechen wollte.

„Allein wie schildere ich Euch mein Entsetzen, Magister, da die verhüllte Gestalt, die mich erwartete, den Mantel auseinander schlug, und wen sah ich vor mir? Auguste, die leibhaftige Auguste, bleich, elend, abgehärmt und — mit einem Säugling auf dem Arm! —

„«Das ist Ihre Wette, Herr Graf», sagte sie mit jenem kalten, entschlossenen Tone, den ich an ihr kannte und den ich so sehr fürchtete. «Wie ich höre, hält Ihr Herr Bruder morgen Hochzeit, und da wir doch von alters her so gute Bekannte sind, so wollte ich nicht verfehlen, ihm ebenfalls meine Glückwünsche und — dies Angebinde darzubringen. Nicht wahr», setzte sie mit entsetzlichem Lachen hinzu, «das hätten Sie doch nicht von der schönen Auguste gedacht, daß sie noch einmal durch Nacht und Nebel durchs Land laufen und einen Vater suchen würde für ihr Kind? Aber es ist nicht blos mein, es ist auch Graf Hubert's Kind, und bei allen Göttern der Unterwelt, er soll es anerkennen!»

„Halb todt vor Schrecken, hatte ich die größte Mühe, das zürnende Weib nur so weit zu beruhigen, daß ich eine Art von Entschluß fassen konnte. Auf die Nachricht von Hubert's bevorstehender Vermählung hatte sie sich in aller Stille aufgemacht, nur begleitet von ihrem Kinde, dem Pfande einer Neigung, die zu einem so furchtbaren Ausgang führen sollte; den Wagen, mit welchem sie gekommen, hatte sie in einiger Entfernung vom Schlosse zurück-

geschickt, es handelte sich also zunächst darum, ein Unterkommen für sie ausfindig zu machen und sie zugleich an weitern extremen Schritten zu verhindern.

„Meine alte Amme lebte als Gärtnersfrau in einem Nebengebäude des Schlosses; sie liebte mich mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit und leistete mir jeden Dienst, den ich von ihr begehrte; auch ihrer unverbrüchlichsten Verschwiegenheit konnte ich gewiß sein. Hierher also führte ich die Unglückliche mit ihrem Kinde; ich bat sie, nur für den Augenblick kein Aufheben zu machen und die Nacht hier ruhig zuzubringen, am nächsten Morgen wollten wir miteinander überlegen, was weiter anzufangen.

„«Da ist nichts zu überlegen, Herr Graf», sagte sie, indem sie sich erschöpft in dem Kämmerchen niederließ, welches die Gärtnersfrau uns inzwischen geöffnet hatte, sogleich aber, trotz ihrer Ermüdung, ihr Kindchen auswickelte, es küßte und streichelte und es endlich an die Brust legte — weiß Gott, Magister, mit solcher Würde, ja ich muß sagen mit solcher Unschuld, daß ich mich von einer unwillkürlichen Rührung ergriffen fühlte und mich eines aufrichtigen Mitgefühls mit der schönen Sünderin nicht enthalten konnte — «da ist nichts zu überlegen», sagte sie, «ich bin Graf Hubert's angetrautes Weib, dies ist sein rechtmäßiger Sohn, und wenn er morgen gleichwol einer andern seine Hand reicht, so begeht er ein Verbrechen, das Gott und Menschen an ihm strafen werden.»

„Ich glaubte in die Erde sinken zu müssen, die Briefe und Papiere jedoch, welche sie mir vorlegte, machten die Sache unzweifelhaft. Es war in der That so, Auguste war Hubert's angetrautes Weib, und der Unglückliche war

im Begriff ein Verbrechen zu begehen, das seinen und unsern Namen mit ewiger Schande bedecken mußte. Auf einer der häufigen Lustpartien, die er in der Blüte seiner Leidenschaft mit Auguste unternahm, war er über die nahe gelegene Grenze gefahren, ein gutmüthiger, oder sage ich richtiger, ein pflichtvergessener Prediger hatte sich bereit gefunden, sie ohne Consens und Aufgebot zu trauen, und so war Auguste die Seine geworden. — Vor dem Richterstuhl der Justiz war die Heirath allerdings bei alledem null und nichtig, das sah ich wol ein. Hubert durfte sich auf diese Weise nicht vermählen; er war Offizier, er war minorenn und stand unter den Gesetzen seines Standes. Aber wer sprach ihn von dem weit größern, von dem moralischen Vergehen frei? Und wenn die Ehe auch in den Augen der Welt ungültig war, hatte er sie nicht auch vor dem Auge Gottes geschlossen? Wer entschädigte das unglückliche Weib, das sich ihm mit so schnöde getäuschtem Vertrauen hingegeben? Was wurde aus dem unglücklichen Kinde? Was wurde aus Hubert selbst, der unter der Schwere dieser Anklage ja zusammenbrechen mußte?

„Das alles fuhr mir in der kleinen Stube der Gärtnerin wirr durch den Kopf, während Auguste ganz ruhig dasaß und sich nur mit ihrem Kinde zu beschäftigen schien. Auch ich suchte mich zu fassen, soweit ich es vermochte; geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und wenn nur Hubert's Vermählung mit Adelgunde auch erst eine vollendete Thatsache war, so durfte ich hoffen, alles übrige noch leidlich ins Gleiche zu bringen.“

„Seht Ihr“, unterbrach der Graf sich hier selbst, „das war das zweite Verbrechen, Magister, das ich gegen

Hubert beging und das ich mir niemals verzeihen kann — niemals, solange diese Augen offen stehen! Ich hätte zuerst nicht an den Vater schreiben, ich hätte selbst handeln müssen; dem Mädchen hätte ich sagen müssen, daß es sich und seinen Geliebten unglücklich machte, hätte meinen Bruder beim Arm nehmen, hätte ihn, wenn es nicht anders ging, mit Gewalt in den Wagen schleppen müssen; nur fort mit ihm, in die Welt, durch ferne Länder und Meere, bis seine Leidenschaft sich abgekühlt und er seine Thorheit eingesehen hätte. Aber freilich, wer weiß, vielleicht war es auch damals schon zu spät ..."

Der Graf versank in trübes Brüten, in welchem Eduard ihn nicht zu stören wagte; dann fuhr er fort:

„An jenem Abend vor der Hochzeit aber war es noch nicht zu spät, da hätte ich alle Rücksichten beiseite setzen und das furchtbare Geheimniß frei und offen zur Kenntniß unsers Vaters bringen sollen. Der hätte dann toben und wüthen mögen, immerhin; er war ganz der Mann dazu, den Buchstaben des Gesetzes geltend zu machen und die Ehe zwischen Hubert und Auguste für ungültig erklären zu lassen, er hatte wol noch schlimmere Processe glücklich durchgeführt, und auch die Welt hätte den Skandal wol endlich einmal wieder vergessen. Statt dessen was that ich? Ich setzte der unglücklichen Frau so gründlich und so ausführlich, wie der Augenblick nur immer gestattete, auseinander, daß Hubert sie hintergangen, wissentlich oder unwissentlich, gleichviel; ich setzte ihr auseinander, daß ihre Ehe ungültig, der Act vor dem fremden Prediger eine bedeutungslose Ceremonie, ihr Kind aber ein Bastard. Ich versprach für dies Kind zu sorgen, als ob ich selbst sein Vater,

und auch Auguste versprach ich meinen kräftigsten Schutz und meinen vollen brüderlichen Beistand: aber alles, wohlgemerkt, nur unter der einen Bedingung, daß sie allen Ansprüchen auf Hubert entsage, ruhig in das Haus ihrer Aeltern zurückkehre und die ganze unselige Geschichte für ewige Zeiten in das tiefste Geheimniß begraben sein lasse. Vor allem jedoch führte ich ihr in eindringlichen Worten das Elend vor die Seele, das sie durch ein öffentliches, für sie selbst unfruchtbares Auftreten über ihren ehemaligen Geliebten bringen würde; ich schilderte ihr den Zorn seines Vaters, den Schmerz der Familie, die Verzweiflung des jungen unschuldigen Mädchens, das soeben im Begriff, ihr Schicksal mit dem seinen zu verbinden. Und endlich führte ich ihr noch zu Gemüthe, daß Hubert längst aufgehört sie zu lieben, da er ja doch sonst unmöglich eingewilligt hätte, einer andern die Hand zu reichen; jeden Schritt, sagte ich, durch den sie Hubert's Liebe zurückzuerlangen und ihrem Kinde die Zärtlichkeit eines Vaters zu verschaffen im Stande wäre, könnte ich begreifen, wenn auch vielleicht nicht billigen, zur bloßen Rache aber scheine sie selbst mir doch wirklich zu gut, zu stolz . . .

„Auguste, die ihr Kind inzwischen in Schlaf gewiegt hatte, hörte mit großer Aufmerksamkeit zu; sie war überhaupt ein Frauenzimmer von klarem und scharfem Verstande, die auch verwickelte Verhältnisse leicht durchschaute. Auch diesmal schien sie sich dem Gewicht meiner Gründe zu beugen; sie versprach mir, die nächsten Tage ruhig in ihrem Versteck zu bleiben, Hubert's bevorstehende Trauung nicht im mindesten zu stören und sich späterhin an den Ort zu begeben, den ich für gut befinden würde.

„Einen so raschen und vollständigen Sieg hatte ich mir nicht im Traum einfallen lassen, und so mögt Ihr wol glauben, Magister, daß ich mich nach meiner Rückkehr ins Schloß zwar tief erschüttert, aber doch sehr zufrieden mit mir selbst und meinen diplomatischen Talenten zu kurzer Ruhe aufs Lager warf. Meine Entfernung aus der Gesellschaft war glücklicherweise unbemerkt geblieben; die Zahl der Gäste war so groß, der Raum so eng, daß die einzelnen nur wenig voneinander gewahr wurden.

„Allein meine Freude — nämlich wenn in einer so ganz unglückseligen Geschichte überhaupt von Freude die Rede sein kann — sollte von kurzer Dauer sein. Als ich früh am nächsten Morgen in die Gärtnerwohnung hinüberschlich, fand ich Auguste nicht mehr; nur das Kind war zurückgeblieben, es lag ruhig schlummernd in seinen Kissen, sie selbst war verschwunden. Zwar hatte ich gestern Abend beim Weggehen der Amme aufs äußerste eingeschärft, den geheimnißvollen Besuch aufs strengste zu bewachen und ihn keinen Augenblick aus dem Auge zu lassen. Allein während die Alte ging, das Frühmahl zu bereiten, mußte Auguste, welche nach Versicherung der Alten sehr ruhig geschlafen, dennoch einen unbewachten Augenblick gefunden haben; genug sie war fort und nah und fern keine Spur von ihr zu entdecken. Was mir indessen einigermaßen zur Beruhigung gereichte, das war der Umstand, daß Auguste sämmtliche auf ihre angebliche Trauung bezügliche Papiere und Documente wohl verwahrt in den Kissen des Kindes zurückgelassen; auch Hubert's Ring, eine Locke von seinem Haar und ein

Medaillon, das er ihr in glücklichern Tagen geschenkt, lag daneben. Ich durfte mich danach der Hoffnung überlassen, daß meine Vorstellungen und Rathschläge wirklich auf guten Boden gefallen und daß sie sich heimlich entfernt habe, theils um sich eine nochmalige Beschämung zu ersparen, theils um jede Möglichkeit einer Entdeckung zu beseitigen. Befremdlich war mir dabei allerdings, daß sie das Kind zurückgelassen, gegen das sie noch gestern soviel mütterliche Liebe bezeigt; doch hatte ich nicht Zeit, über diesen Punkt weiter nachzugrübeln, da schon das Geläute von der Kapelle herüberdrang und der Festzug sich in Bewegung setzte.

„Wie wunderlich mir dabei zu Muthe war und welche Gedanken mir durch den Kopf gingen, da ich Hubert und Adelgunde im Brautstaat erblickte, brauche ich Euch gewiß nicht erst zu sagen, Magister. Es war ein heller prächtiger Maitag, die Bäume blühten, die Vögel sangen und der blaue Himmel, wie ein großes Kinderauge, sah so klar und so unschuldig auf uns herunter, als ob die ganze Welt eitel Liebe und Freundschaft wäre, und als ob es gar kein geheimes Unrecht und kein verborgenes Elend auf Erden gäbe; ich dachte an das verlassene Kind im Hause der Gärtnerin, dachte an das arme junge Weib, das da jetzt einsam, geächtet, in ihrem Theuersten betrogen und hintergangen, durch die Welt irrte, und verspürte mitten unter den Zurüstungen zu der heiligen Handlung die größte Lust laut aufzulachen.

„Ich weiß nicht, Magister, ob Ihr wol einmal in dem hintersten westlichen Theil des Parks gewesen seid, ich

meine denselben, in welchem ehedem die Kapelle stand. Es ist da ein großer Teich; jetzt ist er verwachsen und versumpft, aber damals war sein Wasser hell und klar. Um dem Festzug ein recht malerisches Aussehen zu verleihen, oder vielleicht auch nur um etwas Apartes zu haben, hatte mein Vater veranstaltet, daß am Ufer des Teichs prächtig geschmückte Gondeln bereit lagen, das Brautpaar und die nächsten Angehörigen der Familie aufzunehmen und nach der Kapelle am entgegengesetzten Ufer hinüberzuführen; wir sparten dadurch am Wege, der sich in vielfachen Windungen die buschigen Gänge entlang zog. In meiner Eigenschaft als Brautführer befand ich mich in derselben Gondel mit dem jungen Paare; die Wimpel flatterten, die Ruder blitzten im Sonnenschein, und ein Musikcorps, das uns voraufsuhr, blies seine muntersten Weisen.

„Plötzlich entstand unter den Kahnführern eine Bewegung; man sah etwas auf dem Wasser treiben, und obwol mein Vater befahl rasch zuzufahren, so lenkte der Steuermann doch unwillkürlich auf den treibenden Gegenstand. Je näher wir demselben kamen, je größer wurde die Bewegung: «Ein Mensch! Ein Mensch!» murmelte es, und der Steuermann setzte halblaut hinzu, indem er rasch wieder in seine alte Fährte zu biegen suchte: «Eine Leiche!» . . .

„Ja wohl, eine Leiche! Wie von geheimnißvollen Mächten getrieben, schwamm sie auf unsere Gondel zu. Es war ein weiblicher Körper, züchtig in ein langes weißes Gewand verhüllt. Immer näher und näher trieb er, auf

dem ruhigen Wasserspiegel leise langsame Kreise um sich verbreitend; vergebens riß der Steuermann das Steuer herum, vergebens strengten die Ruderer alle Kräfte an, die unheimliche Begegnung zu vermeiden. Alles war todstill geworden und starrte, wie von Dämonen gefesselt, auf die schwimmende Leiche; nur die Musik, die, wie gesagt, vorauffuhr, schien nichts bemerkt zu haben und trompetete und flötete lustig weiter. Jetzt war die Leiche ganz nahe, die Ruder verwickelten sich in die weißen Gewänder, in die langen blonden triefenden Haare, und als stiegen die Geister der Unterwelt leibhaftig in die Höhe, schwamm die Leiche, das blasse verzerrte Antlitz mit den bläulichen Lippen und dem furchtbar offen stehenden Auge auf uns gerichtet, uns gerade entgegen ...

„Es war Auguste; sie hatte den Tod vorgezogen, da das Leben sie ausstieß. Auch Hubert erkannte sie; mit einem furchtbaren Aufschrei sank er nieder, er hatte das Bewußtsein verloren, und noch heute, Magister, hat er es nicht wiedererhalten ..."

Eduard grauste, er erhob sich mit stummem Gruß. Auch der Graf vermochte kein Wort mehr hervorzubringen; er legte schweigend seine Hand auf Eduard's Schulter. Nur Eine Frage konnte dieser nicht unterdrücken: „Und was wurde aus dem Kinde?" sagte er ...

Aber der Graf hörte nicht, und Eduard mußte seine Frage zweimal wiederholen.

Endlich fuhr der Graf auf. „Ach was Kind", sagte er, „es ist nachtschlafende Zeit und wir werden morgen früh Kopfweh haben alle beide; geht zu Bett, Magister,

und denkt nach über das, was ich Euch erzählt habe, und sagt mir dann, ob Ihr unsern Herrn nach Italien begleiten wollt oder nicht."

Damit entließ er ihn, und wie ein Träumender schwankte Eduard in sein einsames Gemach.

Sechstes Buch.

Das Wiedersehen.

Erstes Kapitel.

Nachwirkungen.

Der Eindruck, welchen die Erzählung des Grafen in Eduard zurückgelassen, war tief und nachhaltig, aber auch freilich sehr gemischter Natur. Der Charakter des Grafen, vor dem er bisher wie vor einem verschlossenen Buche gestanden, war ihm jetzt allerdings in den wesentlichsten Punkten klar und verständlich geworden, doch konnte er nicht sagen, daß das Bild durch diese Klarheit gewonnen. Eduard begriff jetzt, wie ein Mann von diesen Schicksalen und Erfahrungen, in dessen Adern schon vom Vater her ein so wildes und trotziges Blut rollte, so habe werden können, so hart, so eigensinnig, so menschenfeindlich. Allein dieser Eigensinn und diese Härte selbst erschien ihm deshalb um nichts achtbarer oder liebenswürdiger; im Gegentheil, war der Graf ihm bisher zuweilen unverständlich und seltsam erschienen, so empfand er jetzt eine Abneigung vor ihm, die in manchen Augenblicken sogar in eine Art von Grausen überging.

Schon das Abenteuer mit dem Harfenmädchen und dem schönen Heinrich hatte in Eduard, wie wir uns erinnern, eine gewisse Entfremdung, eine gewisse Verminderung der Ehrfurcht hervorgerufen, welche er bisher vor dem Grafen empfunden, und diese Entfremdung oder Ernüchterung der Gefühle war durch den erschütternden Blick, den der Graf ihn in die Geschichte seines Hauses hatte thun lassen, nur noch vermehrt worden. Es waren abnorme Schicksale gewesen, welche der Graf theils an sich selbst, theils an denen erlebt, die ihm die Nächsten, und Eduard begriff, wie einer solchen Jugend ein solches Alter folgen konnte; er begriff, daß es für Graf Erdmann in Gegenwart des kranken, sinnverwirrten Hubert keine frohe Stunde mehr geben und daß sein ganzes Dasein nur noch eine einzige große Buße sein konnte. Allein die abnormen Schicksale hatten auch einen ganz abnormen Charakter aus ihm gemacht, einen Charakter, in welchem alle weichern Regungen der menschlichen Natur, alle Duldung, alle Schonung, alle Fähigkeit und selbst auch aller gute Wille, andere zu verstehen und mit ihnen zu empfinden, völlig ausgelöscht waren, um einem starren Egoismus und einer unbeugsamen Herrschsucht Platz zu machen. — Einseitig wie die Jugend ist, vergaß Eduard dabei jene Züge des Wohlwollens und der Gemüthlichkeit, an denen es dem Grafen doch bei alledem nicht fehlte und von denen gerade Eduard an sich selbst so manche Beweise erfahren; er vergaß die Strenge, welche der Graf nicht blos gegen andere, sondern noch weit mehr gegen sich selbst bewies, den Fleiß, die Gewissenhaftigkeit, den rastlosen Eifer, mit dem er die Pflichten seiner

Stellung — mochte er diese Pflichten selbst auch allerdings falsch auffassen — auszufüllen suchte, und daß mitten im Schose des Reichthums das Leben, das er führte, doch eigentlich nur ein Leben der Arbeit und der Entsagung war.

Aber die Eindrücke der eben vernommenen Erzählung waren zu mächtig, der Graf war für Eduard fortan nur noch der eiserne Sohn eines eisernen Vaters, der, wiewol er selbst im Grunde an einen blinden Fatalismus glaubte, nichtsdestoweniger Menschen und Dinge nach seinem Maß zu modeln und nach seinem Willen zu zwingen gedachte. Unwillkürlich mußte Eduard sich jenes halb abschreckende, halb komische Bild zurückrufen, das er bei seinem Aufenthalt in der Dorfschenke, als ihm das verhängnißvolle Inserat zuerst in die Hände gefallen war, sich von dem Hause der gräflich Oberndorf'schen Familie entworfen hatte und das dann der anscheinend so freundlichen Wirkfichkeit gegenüber lange Zeit in den Hintergrund getreten war. Jetzt tauchte es wieder auf, und mit Beschämung mußte Eduard sich gestehen, daß seine erste Ahnung doch wol die richtigere gewesen und daß dieser Graf Oberndorf mit all seiner Biederkeit und all seinen seltsamen Humoren doch im Grunde nichts weiter als ein eingefleischter Aristokrat, ein hartherziger Gutsherr und ein großartiger Familientyrann sei.

„Welche Menschen", sagte er zu sich selbst, „und welche Verwirrung der Begriffe in diesen so hoch gestellten, so erleuchteten Köpfen! Weil einmal ein Bruder dieses ahnenstolzen Grafen im Begriff gewesen, eine Misheirath zu schließen, und weil dadurch ein Tropfen Wermut in den

Becher des Wohllebens und der Gemächlichkeit gekommen ist, den das Schicksal ihm übrigens schon neben seine Wiege gestellt hatte, darum erkennt er nun überhaupt kein Recht des Herzens und der freien Selbstbestimmung mehr an, darum glaubt er, die ganze Welt sei außer Rand und Band, sich aber in seinem Eigensinn und seiner Herzlosigkeit hält er berufen, sie wieder einzurichten! Weil er und seine hochadeliche Familie dumme Streiche gemacht haben, so mistraut er nun der ganzen menschlichen Natur und hält sich für den großen Generalschulmeister, der alle unartigen Kinder — und was anders sind wir in seinen Augen?! — wieder zur Vernunft bringen soll! Ist das nicht der furchtbarste Hochmuth? Und wenn ein solcher Mensch sich nun gar noch auf Gott beruft und die Rechte, deren er sich anmaßt, vom Himmel ableitet, ist das nicht die entsetzlichste Lästerung, die jemals erdacht wurde?!"

Eduard fühlte deutlich, daß er nach den Enthüllungen dieser Nacht vor dem Grafen nur noch Furcht haben konnte, aber keine Ehrfurcht mehr. Und darum pries er sich glücklich und segnete sein Schicksal, daß er jeder Versuchung seines, wie er jetzt wohl fühlte, nur allzu weichen Herzens widerstanden und durch keine Stimmung des Augenblicks sich hatte verleiten lassen, dem Grafen das Geheimniß seines Namenstausches zu entdecken. Der Graf, dieser verkörperte Begriff der Autorität, hätte ihn ja doch nicht verstehen können, er würde in dem phantastisch-muthwilligen Einfall einer muntern Stunde eine berechnete Arglist gesehen und Eduard mit Schimpf und Schande aus dem Schlosse geschickt haben.

Und war dies nicht noch jetzt jeden Augenblick möglich, sobald irgendein boshafter Zufall dem Grafen den Schlüssel zu Eduard's kleinem und an und für sich so harmlosen Geheimnisse in die Hand spielte? Diesem mußte Eduard zuvorkommen. Der Graf in seiner leidenschaftlichen Hitze war zu allem fähig, das hatte der gestrige Vorfall nur allzu deutlich gezeigt, und um keinen Preis der Welt hätte Eduard sich vor den Augen der Damen einer erniedrigenden Behandlung von seiten des Grafen aussetzen mögen. Der Möglichkeit einer derartigen Katastrophe konnte er nur zuvorkommen, indem er das Schloß freiwillig verließ, solange es noch Zeit war — ade Franziska, ade Elise, ihr holden Sterne am Himmel einer jungen Dichterseele!

Damit war denn aber auch entschieden, daß Eduard sich unter keinen Umständen dazu herbeilassen durfte, den Grafen Hubert auf seiner Reise nach dem Süden zu begleiten. Das Mitgefühl, das er schon früher für Hubert empfunden, war durch die Eröffnungen des Grafen natürlich nur noch gewachsen. Bisher war Hubert ihm nur als das Opfer eines unglücklichen Verhängnisses erschienen, jetzt glaubte er in ihm zugleich das Opfer böser und gewaltthätiger Menschen zu erblicken, ja eine geheime Stimme, die er nicht zum Schweigen bringen konnte, sagte ihm, daß Graf Erdmann selbst an dem traurigen Schicksal seines Bruders doch wol nicht so ganz schuldlos, wie es nach seiner Erzählung schien, und daß bei mehr wahrer und aufrichtiger Bruderliebe und bei mehr natürlichem menschlichen Gefühl die Katastrophe, welche Hubert zerschmettert, wol nicht so furchtbar geworden wäre.

Eduard empfand ein unsagliches Mitleid, wenn er sich den jungen zartorganisirten, empfindungsreichen Hubert ausmalte zwischen dem furchtbar strengen und gewaltthätigen Vater und dem eifersüchtigen, neidischen, ablauernden Bruder. O gewiß, auch eine stärkere Natur hätte zusammenbrechen, auch ein hellerer Geist hätte sich verfinstern müssen in dieser furchtbaren Umgebung!

Allein so weit, um deshalb dauernd in die Dienste des Grafen zu treten und sich abhängig zu machen von den Launen eines eigensinnigen und rechthaberischen Mannes, der mit den Schicksalen seiner Nebenmenschen spielte als wären es Rechenpfennige, so weit ging Eduard's Mitleid nicht. Ueberhaupt glaubte er zu fühlen, daß er nach dieser Nacht nicht länger mehr mit dem Grafen zusammenleben konnte, es sei denn als Gegner, so feindselig fühlte er mit seinem warmen Poetenherzen sich von dieser so ganz entgegengesetzten Natur zurückgestoßen. Und da er nun einem derartigen Kampf offenbar nicht gewachsen war, ja da er sich sagen mußte, daß er nur ein Eindringling in diesem Hause, dem keine Art von Recht zustand, wohlan, so wählte er das Klügste und räumte das Feld. —

Auch an Heinrich, seinen besondern Schützling, dachte der junge Mann während der schlaflosen Stunden, welche dem eben mitgetheilten Gespräche folgten, und zwar ebenfalls mit aufrichtigem Mitleid. Denn daß der Graf bei seinen Ansichten und seinen Principien den armen Burschen niemals gutwillig losgeben würde, darüber blieb ihm nach dem eben Vernommenen nicht der leiseste Zweifel. Graf Erdmann kannte keinen Willen als nur seinen

eigenen, die ganze Welt wollte er erziehen, wie hätte er denn einen armen schutzlosen Bedienten, den er sich so recht zum Prügeljungen seiner pädagogischen Liebhabereien zugezogen, sich selbst und seinen eigenen natürlichen Neigungen überlassen können?!

Allein indem Eduard den Erfahrungen dieser Nacht weiter nachhing, kam ihm eine furchtbare Vermuthung. Was war das mit dem Kinde, das die unglückliche Auguste in der Wohnung der Gärtnersfrau zurückgelassen? Das Kind Hubert's, seines Bruders, der Sprößling einer Verbindung, welcher dem Hochmuth der gräflichen Familie eine so schmerzliche Wunde zu schlagen drohte, wo war es geblieben und was war aus ihm geworden? — Die Art, wie der Graf Eduard's wiederholte Frage überhörte, hatte etwas höchst Auffallendes, es war nicht die Art des guten Gewissens und stand mit dem fast übermäßigen Vertrauen, das er ihm soeben erst bewiesen, im schreiendsten Widerspruche. Wenn — aber nein, es ließ sich nicht denken, es wäre zu entsetzlich gewesen! Und doch, was war einem Manne wie Graf Erdmann, dem Sohne eines Vaters, der die Pistole auf das Haupt seines eigenen Kindes zu richten vermochte, nicht zuzutrauen? Graf Erdmann hatte, wie er selbst mit Vorliebe zu bekennen pflegte, seine sehr eigenthümliche Theorie über die Macht der Geburt und die Gewalt des Blutes; wenn er nun vielleicht für gut befunden, das ordinäre bürgerliche Blut, das sich da so unerlaubterweise mit dem hochgräflichen Ichor vermischt hatte, wieder in seine ursprüngliche Niedrigkeit zurückzulenken? Wenn er das Kind Hubert's, um der Möglichkeit irgendeiner Entdeckung oder irgendwelcher

sich daran knüpfender misliebiger Ansprüche zuvorzukommen, absichtlich in die angestammte Dunkelheit zurückgestoßen, absichtlich in Noth und Elend hätte verkommen lassen?! Es war eine That, deren man sich zu dem Charakter des Grafen wol versehen konnte, sie wäre nur ganz im Geist seines Erzeugers gewesen . . .

Und was war das weiter mit diesem seltsamen, diesem allem Anschein nach so ganz unbegründeten Hasse, mit welchem der Graf das arme Harfenmädchen verfolgte? Zugegeben, daß die schwarze Nanni vielleicht kein Muster weiblicher Tugend war, so hatte doch niemand den Grafen zu ihrem Zuchtmeister gesetzt; es gab ohne Zweifel noch manche leichtsinnige Dirne auf den Besitzungen des Grafen, und derselbe hätte vermuthlich viel zu thun gehabt, hätte er sie alle zu Zucht und Ordnung gewöhnen wollen.

So sehr Eduard unter seinen eigenen Gedanken litt, so konnte er sich doch nicht enthalten, sie weiter und weiter zu verfolgen; ein ganzes Labyrinth von Ahnungen und Vermuthungen, immer eine furchtbarer als die andere, that sich vor ihm auf. Wie kam der Graf dazu, mitten in seinen Jugenderinnerungen mit einem mal der schwarzen Nanni zu gedenken? Indem er von der Geliebten seines Bruders sprach und ihre Anmuth und Schönheit schilderte, wie kam er dazu, sie mit dem Harfenmädchen zu vergleichen, an das er sich übrigens so ungern erinnern ließ, ja dessen Name sonst vor seinem Ohre kaum genannt werden durfte?

Die Morgensonne brach hell und glänzend in Eduard's Gemach, und hell und deutlich wie das Licht der Sonne stand es in seiner Seele: Nanni war das Kind des

Grafen Hubert und der unglücklichen Auguste! Daher dieser Haß, mit welchem der Graf das arme schutzlose Wesen verfolgte, daher sein oft geäußerter Wunsch, sie ganz aus seiner Nähe zu entfernen. O allerdings, es war ein sehr schlauer Einfall gewesen, diesen Nebensprößling der gräflichen Familie hinauszustoßen in Armuth und Niedrigkeit, ihn untergehen zu lassen in leiblicher und sittlicher Verwilderung; es war dies jedenfalls das sicherste Mittel, einer möglichen Entdeckung zuvorzukommen und das ganze verhängnißvolle Geheimniß für ewig in Nacht und Dunkelheit zu begraben. Allein das Gewissen war mächtiger als die Klugheit, es mahnte und bohrte in der Stille, und so ungefährlich das ausgestoßene, verlassene Harfenmädchen dem Grafen war, und so wenig allem Vermuthen nach irgendein Mensch von ihrer Abstammung wußte — der Graf wußte darum, und auch des Verbrechens war er sich bewußt, das er an ihr begangen; war das nicht genug, sie zu hassen?!

Eduard beschloß, diese Spur nicht aus dem Auge zu verlieren; es mußte ja doch noch irgendwelche ältere Leute in der Nachbarschaft geben, welche irgendeine dunkle Kunde von den furchtbaren Ereignissen hatten, die Hubert's Erkrankung herbeigeführt, vielleicht war es möglich, auf diesem Wege Licht in die Dunkelheit zu bringen und der verkannten und verfolgten Unschuld zu ihrem Rechte zu verhelfen. Denn so ungünstig Eduard vor ganz kurzem noch über die schwarze Nanni geurtheilt hatte, so genügte doch die bloße Vorstellung, sie könne das Opfer eines großen und strafwürdigen Verbrechens sein, um ihr aufs neue seine ganze Theilnahme zuzuwenden. Daß

diese Plane und Entwürfe mit seinem Vorsatz, das Schloß baldmöglichst zu verlassen, in Widerspruch standen, beachtete er für den Augenblick nicht; es war eben seine Art, jedem Impuls seines leichtbeweglichen Herzens zu folgen und sich von wechselnden Eindrücken hin und her treiben zu lassen. —

Inzwischen erinnerte er sich noch zur rechten Zeit, daß der schöne Heinrich ihn erwartete. Der Abrede gemäß traf er ihn in einem abgelegenen Theile des Parks. Wie wir wissen, hatte Heinrich den Rest der Nacht draußen im Walde zugebracht; er sah bleich und verwildert aus, und Eduard's Groll gegen den Grafen verstärkte sich, da er dieses neue Opfer seines Eigensinns und seiner Gewaltthätigkeit erblickte.

Doch nahm Heinrich die in der Hauptsache so ungünstigen Mittheilungen, welche Eduard ihm zu machen hatte, mit weit größerer Fassung auf, als dieser erwartet; er versprach Eduard einstweilen, still und ruhig im Dienste zu bleiben, und begab sich dem Anschein nach an seine gewohnten Verrichtungen.

Allein schon wenige Stunden später mußte Eduard zu seiner peinlichen Ueberraschung hören, daß Heinrich aus dem Schlosse verschwunden; von seinen Sachen hatte er nichts mit sich genommen als eine treffliche Doppelbüchse, welche der Graf ihm einmal vor Jahren zum Geschenk gemacht. Gleichzeitig fand man die beiden großen Hunde, welche den Grafen auf seinen Spaziergängen zu begleiten pflegten und die er gestern auf das Harfenmädchen gehetzt hatte, todt in einem Winkel des Schloßhofs; sie waren vergiftet und lagen da, mit geschwollenen

Leibern, erbärmlich anzusehen. Ueber den Thäter war niemand im Zweifel, obgleich auch niemand den Muth hatte, ihn zu nennen. Auch der Graf beobachtete über den ganzen Vorfall das tiefste Schweigen, selbst Heinrich's Entfernung schien er nicht zu bemerken.

Zweites Kapitel.

Die junge Gräfin.

Da Eduard nicht in der Stimmung war, dem Grafen unter die Augen zu treten, so ließ er sich auch heute wieder zur Mittagstafel entschuldigen. Erst im Laufe des Nachmittags fiel ihm ein, daß er über die tumultuarischen Auftritte, die ihn bei seiner gestrigen Rückkehr in das Schloß empfangen, noch immer versäumt hatte, der jungen Gräfin die Bücher und Zeitschriften zu überreichen, mit deren Besorgung sie ihn beauftragt. Er ließ sich also melden und wurde sogleich vorgelassen.

Indem er in das Vorzimmer trat, begegnete ihm Tante Lucinde, welche eben von einem Besuch bei Franziska zurückkam; sie war außerordentlich gnädig und grüßte Eduard mit einer Herablassung, deren er sich in diesem Maße schon lange nicht mehr erfreut hatte.

„Baron Albert hat geschrieben", sagte sie im Vorübergehen, gleichsam als fühlte sie selbst die Nothwendigkeit, die ungewohnte Gunst, deren sie Eduard würdigte, zu erklären, „in zwei Tagen kommt er zurück — o, ein

herrlicher Mensch, der Baron! Ein Gemüth, eine Seele — lassen Sie sich nur das Geschmeide zeigen, die Brochen und Ohrgehänge, die er der Comtesse geschickt hat — als Brautgeschenk“, setzte sie mit einem verschmitzten Seitenblick hinzu, indem sie rasch den Corridor entlang segelte.

Eduard trat ein. Er fand Franziska in ihrem Boudoir. So einfach das Gebäude, welches die gräfliche Familie bewohnte, und das, wie wir uns erinnern, ursprünglich und unter ungleich bescheidenern Verhältnissen als Herrenhaus gedient hatte, im ganzen auch eingerichtet war, so machte doch das Gemach, das Franziska für gewöhnlich innehatte, eine Ausnahme. Hier fand sich alles beisammen, was Bequemlichkeit, Luxus und Mode in unsern Tagen nur immer erfunden haben, das Zimmer einer Dame auszuschmücken. Schwere seidene Vorhänge flossen in reichen Falten um Fenster und Thüren und verbreiteten in dem ganzen Raum ein behagliches Zwielicht, die Wände waren mit Kupferstichen geschmückt und ringsumher, auf Tischen und Consolen zerstreut, in malerischer Unordnung, standen und lagen jene tausend kleinen Ueberflüssigkeiten der Mode durcheinander, jene Albums, Büsten, Nippsachen, welche die Ueppigkeit unserer Tage erfunden hat und die, so wenig Werth sie an sich auch meistentheils haben, unsere Damen dennoch nicht entbehren mögen. Auch an einem Gewehrschranke, in welchem die zierlich damascirten und prächtig ausgelegten Läufe wohlgeordnet nebeneinander standen, fehlte es nicht; denn die Gräfin war nicht nur eine passionirte Reiterin, sondern auch dem edeln Weidwerk war sie mit

mehr Leidenschaft zugethan, als es bei Damen sonst der Fall zu sein pflegt. Dazwischen standen Schalen mit Goldfischen, fremde prächtig gefiederte Vögel wiegten sich zwischen ausländischen Blumen, kurz es war ein buntes und malerisches Durcheinander, wie man es eben nur in dem Boudoir einer reichen, vornehmen und vielleicht auch etwas launischen Dame findet.

Mitten in diesem zierlichen Chaos saß Franziska auf einer Ottomane; ein offener Brief, auf goldgerändertem Papier geschrieben, lag zu ihren Füßen, während auf dem Tischchen vor ihr ein wahrer Bazar von Juwelen und Schmucksachen ausgebreitet lag. — Unwillkürlich blieb Eduard auf der Schwelle stehen, bevor er den Fuß auf den dichten weichen Teppich setzte, welcher den Estrich bedeckte. In der dämmernden Beleuchtung, umgeben von diesen phantastischen Zierathen, mit dem geöffneten Schmuckkästchen vor sich, hatte Franziska etwas von einer orientalischen Herrscherin, und der Ausdruck einer Herrscherin war es auch, mit dem sie den Hausfreund empfing.

„Ah die Journale", sagte sie gleichgültig, indem sie Eduard sein Bücherpacketchen abnahm und ihn mit einer nachlässigen Handbewegung zum Sitzen nöthigte. „Guter Herr Feldner" (denn der Leser hat nicht vergessen, daß dies der Name war, unter welchem Eduard sich im Schlosse eingeführt hatte), „Sie kommen etwas spät damit, ich fürchte in der That, die Lust zum Lesen ist mir vergangen . . ."

Eduard glaubte diese Worte auf die verdrießlichen Auftritte beziehen zu müssen, deren Schauplatz das Schloß

in den letzten vierundzwanzig Stunden gewesen. „Mit lebhaftem Bedauern“, sagte er, „habe ich gehört, welche unangenehmen Dinge sich hier inzwischen zugetragen haben; es ist mir unbegreiflich, wie der Heinrich sich hat so weit vergessen können, und auch das Betragen des Harfenmädchens —“

Franziska drückte die zarten Finger gegen die Stirn, als müsse sie sich besinnen, wovon eigentlich die Rede. „Ja so“, sagte sie dann, den schönen Kopf hintenüber werfend und die Fülle der schwarzen Flechten aus der Stirn streichend, — „Sie meinen das Abenteuer von gestern — guter Herr Anton, Sie wissen ja wol, ich habe sehr wenig wirthschaftliches Blut in den Adern, auch nimmt Tante Lucinde mir die Sorge um den Haushalt so gründlich ab, daß ich kaum weiß, was im Schlosse passirt. Der Heinrich — ja wohl, es war ein rechter Taugenichts trotz seines empfehlenden Aeußern, und der Vater, der Aerger genug mit ihm gehabt hat, sollte nur froh sein, daß er ihn endlich los ist. Was aber die kleine Personnage, die sogenannte schwarze Nanni angeht, so hat sie mir wirklich rechten Spaß gemacht. Zwar weiß ich noch jetzt nicht und kümmere mich auch im mindesten nicht darum, was sie eigentlich wollte, aber eine echt dramatische Scene war es, und es ist jammerschade, Herr Anton, daß Sie den Auftritt nicht mit angesehen haben; die Kleine sollte aufs Theater gehen, sie hat etwas im Schnitt des Gesichts, was mich an die Rachel erinnert —“

Dies war der Ton denn freilich nicht, den Eduard in dieser Angelegenheit zu hören erwartet hatte, und im Munde einer Dame schien derselbe ihm doppelt

befremdlich. „Das junge Mädchen“, sagte er mit Nachdruck, „ist verwundet . . .“

„Ja“, erwiderte Franziska nachlässig, „sie schlug mit der Stirn gegen die Harfe; wer wird auch solch altes ungeschicktes Ding von Harfe mit sich tragen, es ist ein widerwärtiges Instrument, so recht eine heruntergekommene Schönheit, ehedem sentimental und jetzt nur noch ordinär. Doch hat es“, setzte sie wie begütigend hinzu, als der Ausdruck von Befremdung im Antlitz des jungen Mannes immer deutlicher ward, sodaß er ihr selbst nicht entgehen konnte — „es hat, wie ich höre, mit der Verwundung nicht viel zu sagen; unsere gute Elise, die sich immermehr zur Barmherzigen Schwester ausbildet, hat sich noch gestern Abend danach erkundigt, und siehe da, unsere Rachel vom Dorf mit der zerschlagenen Stirn ist gar nicht einmal zu Hause gewesen. Aber wie weit sind Sie“, fuhr sie in demselben scherzhaften Tone fort, „überhaupt noch hinter dem Fortschritt der Welt zurück, daß Sie sich noch für diese Dinge interessiren, die wir hier längst wieder vergessen haben — hat Ihnen Tante Lucinde nichts gesagt? Es schien mir doch, als ob sie Ihnen im Vorbeigehen etwas zuflüsterte, die böse garstige Tante . . .“

Eduard verbeugte sich schweigend, da er in der That nicht wußte, was er auf diese seltsame Anrede erwidern sollte.

„Uebermorgen kommt Vetter Albert zurück, er hat sich schon angemeldet“, fuhr die Gräfin fort, indem sie die Spitze des feinen zarten Füßchens unter dem schweren seidenen Gewand hervorstreckte, um den an der Erde

liegenden Brief noch ein wenig weiter fortzuschieben. „Sie wissen, Vetter Albert ist kein Freund von Büchern und Zeitungen, und diese Brandschriften, wie Tante Lucinde sich auszudrücken beliebt, sagen seinem Geschmacke nun gar nicht zu, da wird es für die nächste Zeit wol mit der Lectüre vorüber sein — ach, es wird mit vielem vorüber sein und nicht blos in der nächsten Zeit . . .“

Und dann plötzlich auf die Juwelen hindeutend, die vor ihr ausgebreitet lagen: „Verstehen Sie sich auf dergleichen?“ fragte sie, „und wie hoch schätzen Sie die blanke Misère wol?“

Eduard erwiderte lächelnd, daß ein armer Candidat keine Gelegenheit habe, den Werth solcher Kostbarkeiten schätzen zu lernen.

„Ich fragte auch nur“, fuhr die Gräfin fort, „weil ich gern wissen wollte, wie hoch eigentlich der Kaufpreis ist, mit dem Vetter Albert mich zu bestechen gedenkt. Denn Sie haben doch wol gehört, daß Vetter Albert sich einbildet mein Bräutigam zu sein, und daß diese Spangen und Ringe hier so etwas wie ein Brautgeschenk vorstellen sollen? Wenn der arme Junge“, setzte sie bitter lächelnd hinzu, „sich nur nicht noch gar meinetwegen in Schulden stürzt, es fehlt ihm, glaube ich, ohnedies schon nicht daran . . .“

Und dann auf einmal in einen ganz ernsthaften Ton übergehend: „Kennen Sie“, fragte sie, „den Eduard Waldorf, den Verfasser der Gedichte, die Sie uns neulich mittheilten und die Tante Lucinde dann glücklich in meinem Strickkörbchen aufgewittert hat? Ich meine, ob Sie

wissen, was für ein Mann es ist, alt, jung, ledig, verheirathet . . ."

Eduard's Verlegenheit steigerte sich bei dieser Frage aufs äußerste; war er irgendwie verrathen worden? und war die Gräfin seinem Geheimniß auf der Spur? So lebhaft er wünschte, der Last enthoben zu sein, mit welcher dasselbe ihn seit einiger Zeit bedrückte, so war dies doch nicht der Augenblick, wo er Franziska ein Geständniß zu machen wagte, das ihm überdies durch seine nahe bevorstehende Entfernung aus dem gräflichen Hause einigermaßen überflüssig zu werden schien. Er versicherte daher nur ganz im allgemeinen, keine Kenntniß von der Person des Dichters zu haben, und setzte mit möglichst gleichgültigem, ja geringschätzendem Tone hinzu:

„Was wird er auch sein? Ein junger Mensch, der an der Pforte des Lebens steht und ungeduldig wird, daß sie sich ihm so langsam öffnet; diesen Poeten, habe ich mir sagen lassen, begegnet es sehr leicht, daß sie ihre persönlichen Zustände, Stimmungen und Empfindungen mit der allgemeinen Stimmung der Zeit verwechseln und als ein Leiden der Menschheit bejammern, was doch vielleicht nur ihr eigenes persönliches Leiden ist." — Es war dies eine Reflexion, welche Eduard vor einigen Monaten noch nicht hätte machen können; der Aufenthalt im Schlosse jedoch und die Erfahrungen, welche sich ihm hier aufgedrängt, hatten ihm manches anders erscheinen lassen als früher, namentlich auch was seine eigenen Dichtungen anbetraf, die ihm lange nicht mehr so gefallen wollten wie ehedem.

Franziska hatte sich erhoben und ging, die Hände

gekreuzt, mit festen, wenn auch unhörbaren Schritten über den weichen Teppich. Eine verlegene Pause trat ein; endlich blieb sie dicht vor Eduard stehen und sagte:

„Ich möchte wol einmal einen Dichter sehen und mit ihm sprechen können, so unbefangen und offenherzig, wie ich jetzt mit Ihnen spreche. Ich würde zu ihm sagen: Poet, was suchst du deine Stoffe draußen in der Welt und machst ein großes Geschrei von der Unfreiheit der Völker und der Knechtschaft, in der die Nationen schmachten? Es gibt noch ganz andere Ketten — ihr hört sie rasseln, noch ganz andere Wunden gibt es — ihr seht sie bluten, aber euer Ohr ist taub und euer Auge ist blind, und das Elend eines Herzens, das unverstanden und unbegriffen an sich selbst zu Grunde geht, ist euch nicht großartig genug, um es in euern Liedern zu verherrlichen, besonders“, setzte sie dumpf hinzu, „wenn es das Herz einer Frau ist . . .“

Und dann wieder in ganz gewöhnlichem Conversationstone:

„Sie kennen unsern Vetter Albert“, fuhr sie fort, „Sie haben ihn ja häufig hier im Schlosse gesehen; Hand aufs Herz, wie gefällt er Ihnen? und was halten Sie von ihm?“

Die Gräfin schien es heute in der That darauf abgesehen zu haben, Eduard in Verlegenheit zu setzen.

„Ich bin ein zu großer Anfänger in der schweren Kunst der Menschenkenntniß“, erwiderte er, „und habe auch den Herrn Baron selbst nur viel zu flüchtig gesehen, um mir ein Urtheil über ihn zu erlauben. Wenn es jedoch wirklich so ist, wie ich allerdings gehört habe, und

wie Sie, gnädigste Gräfin, mir soeben erst zu bestätigen schienen, nämlich daß Baron Albert so glücklich, sich Hoffnung auf Ihre Hand machen zu dürfen, so liegt ja darin allein schon das glänzendste Zeugniß für seine Vortrefflichkeit. Denn ohne Zweifel", setzte er mit einem gewissen Nachdruck hinzu, „wird Comtesse Franziska mit ihrem hellen Verstande und ihrem festen Charakter ihre Hand doch stets nur einem Manne reichen, den sie dieser Ehre wirklich für werth erachtet und mit dem sie hoffen darf glücklich zu werden."

„Heller Verstand und fester Charakter", wiederholte Franziska geringschätzig — „Redensarten und nichts als Redensarten, mein bester Herr Feldner. Was den Verstand angeht, nun, wer hielte sich selbst nicht für klug, wenigstens für so klug, wie er in seinen Verhältnissen zu sein braucht? Und was braucht denn ein Frauenzimmer? Fragen Sie nur Tante Lucinde, die wird es Ihnen sagen — wir Frauen sind ja doch nur zum Dulden und Leiden geboren . . ."

„Was aber den Charakter anbetrifft", fuhr sie fort, indem sie die schönen stolzen Augen fest auf Eduard richtete, „so sollten Sie, der Sie in diesen letzten Monaten soviel mit uns zusammengelebt haben, doch am allerbesten wissen, wie schwach mein Charakter, und daß ich nichts bin als ein ungezogenes, eigensinniges, launisches Frauenzimmer. Sie kennen ja doch den Grafen, meinen Vater; halten Sie die Erziehung des Grafen wirklich für die geeignete Schule, einen festen und selbständigen Charakter zu bilden? Nun ja, er hat mich sehr lieb und ist jederzeit sehr gütig gegen mich gewesen, ich habe mehr Freiheit

gehabt als tausend Mädchen meines Standes, ich habe mich im Freien tummeln und reiten, jagen und schießen dürfen — Tante Lucinde wollte oft aus der Haut fahren über die Freiheit, die der Graf mir gestattete — aber setzen wir den Fall, es käme irgendeinmal zu einer großen wichtigen Entscheidung, meinen Sie wirklich, daß mein Vater mir einen freien und selbständigen Willen gestatten würde?"

Nach den Erfahrungen, welche Eduard soeben erst gemacht, konnte er freilich diese Frage mit gutem Gewissen nicht bejahen. Er half sich daher mit einer jener Redensarten, die uns wohlerzogenen Leuten immer zu Gebote stehen, indem er es als eine Gunst des Schicksals pries, welche den Frauen zu Theil geworden, daß sie im ganzen nur so selten in die Lage kämen, wichtige Entscheidungen treffen und selbständige Beschlüsse fassen zu müssen.

Allein dieser Trost schien Franziska sehr wenig zu befriedigen, im Gegentheil, ihr ganzes Antlitz, das noch eben so keck und muthwillig dareingesehen hatte, nahm plötzlich einen Ausdruck ernster tiefer Trauer an, und in einem Tone von Aufrichtigkeit und Herzlichkeit, den man nach ihrer bisherigen übermüthigen Haltung ihr kaum zugetraut hätte, sagte sie:

„O, das ist nicht gut, das thut mir wehe, mein Freund, daß auch Sie mit einstimmen in diese leeren hohlen Redensarten, mit denen die Welt sich behilft. Ich habe besser von Ihnen gedacht, ich glaubte in Ihnen wirklich ein Herz erkannt zu haben, in dem die Leiden und Freuden anderer harmonisch widerklingen, ja einen Freund — einen wirklichen Freund, nicht blos,

was man für gewöhnlich so nennt, glaubte ich an Ihnen gewonnen zu haben . . ."

Ihr Auge war feucht und die Stimme zitterte. Auch Eduard fühlte sich aufs heftigste bewegt.

„Ich bin es, ich bin es, gnädigste Gräfin", rief er, in unwillkürlicher Bewegung die Hand des schönen jungen Mädchens an die Lippen pressend, „und glücklich der Augenblick, wo mir vergönnt sein wird, es Ihnen durch die That zu beweisen!"

Franziska entzog ihm ihre Hand nicht, ja indem er sie endlich losließ, glaubte er einen leisen Gegendruck zu verspüren.

„Ich nehme Sie beim Wort", sagte sie mit tiefer, fester Stimme, „ich gehe einer bewegten Zeit entgegen und leicht können Verhältnisse kommen, wo ich eines treuen und zuverlässigen Freundes gar sehr bedürftig sein werde; darf ich dann auf Sie rechnen? Und werden Sie mich nicht im Stiche lassen, wenn ich Sie rufe?"

„Nie, nie!" rief Eduard mit überwallender Empfindung, die Gräfin aber, sofort in ihren gewöhnlichen Ton zurückverfallend, entließ ihn mit gnädigem Kopfnicken, um sich zu ihrem Vater zu begeben.

Drittes Kapitel.

Auf dem Thurm.

Der Kuß, welchen Eduard, hingerissen von der Gewalt des Augenblicks, auf die Hand der Gräfin gedrückt hatte, brannte seine Lippen wie Feuer; er mußte hinauseilen in den dunkelsten und schattigsten Gang des Parks, um sein heißes Blut zu beruhigen. Nie hatte er die Herrschaft, welche das junge, stolze, lebensprühende Mädchen auf ihn ausübte, zum Theil gegen seinen Willen, lebhafter empfunden, nie hatte der Zauber, den sie um sich verbreitete, ihn mächtiger ergriffen. Dachte er der Reihe von Eindrücken nach, welche das Gespräch mit Franziska in ihm hervorgerufen, so waren es, einzeln genommen, lauter unbehagliche, befremdliche, ja peinigende Eindrücke gewesen; ihre Aeußerungen über das arme Harfenmädchen, wie kalt, wie herzlos! Die Art, wie sie von ihrem Verlobten oder doch wenigstens von dem Manne sprach, der allgemein als ihr Verlobter angesehen ward, wie herb, wie wenig mädchenhaft! In ihren Klagen über die Abhängigkeit ihres Geschlechts, in ihrer Sehnsucht nach

Freiheit und Unabhängigkeit, wie viel Unklarheit, ja zum Theil wie viel Kindisches!

Selbst in der Art, wie sie sich über ihren Vater und die Erziehung äußerte, welche ihr von ihm zu Theil geworden, schien ihm ein gewisser Mangel von Ehrerbietung und kindlicher Empfindung zu liegen; er erkannte lebhaft das Vertrauen, das Franziska ihm mit diesen und ähnlichen Aeußerungen erwiesen, aber es war ein Vertrauen, das ihn peinigte.

Und doch was half es, eine Erscheinung zu zergliedern, die ihn in ihrer Gesammtheit entzückte? Was half es, einzelne Schattenseiten aufzusuchen, wo das Ganze ihn blendete und in Flammen setzte gleich einer prächtig strahlenden Sonne? Die einzelnen Eindrücke, welche Eduard empfangen, waren alle, wie gesagt, mehr oder minder peinlich, Franziska hatte nicht zu schlimm von sich gesprochen, sie war wirklich ein unstetes, eigensinniges, verzogenes Frauenzimmer — aber bei alledem war sie doch das schönste, liebenswürdigste, entzückendste Weib, das Eduard nicht nur jemals gesehen, nein, das auch seine Dichterphantasie sich denken konnte!

„Und was wird", sagte er zu sich selbst, indem er durch die einsamen Gänge strich und gedankenlos hier ein Blatt, dort eine Blüte abriß und zerrupfte, „was wird der Ausgang sein von dem allen? Die Seele dieses jungen Mädchens nimmt einen hohen Flug, aber im entscheidenden Augenblick wird sie doch erlahmen und, wie schwer es ihr ankommt, am Ende wird sie doch Baron Albert's Frau..."

Wir haben Baron Albert schon früher zu schildern versucht. Er war eben ein junger Edelmann, nicht besser,

nicht schlechter, nicht hochmüthiger, nicht herablassender, als Leute seines Standes zu sein pflegen, besonders solange sie jung sind und die Erinnerung an ihre Lieutenants-epauletten nicht ganz verwunden haben. Von Eduard hatte er, wie früher erzählt, niemals die mindeste Notiz genommen. Der Graf hatte für gut befunden, sich einen Vorleser ins Haus zu nehmen; dieser Vorleser durfte mit an der gräflichen Tafel sitzen, er durfte den jungen Damen vorlesen, ja er mußte es sogar — denn dafür wurde er ja bezahlt: alles sehr gut und schön, aber nicht der mindeste Grund, weshalb dieser Vorleser für ihn, den Baron Albert, hätte existiren sollen; er ignorirte ihn gänzlich als ein Wesen, das völlig außerhalb seiner Sphäre lag.

Eduard seinerseits erwiderte das reichlich; in seinen Augen war Baron Albert nicht nur ein fader, eitler, oberflächlicher Geck, sondern auch ein wüster und sittenloser Mensch — und auch dazu glaubte er seine guten Gründe zu haben, wenn er auch gegen niemand etwas davon äußerte. Jedenfalls war es ihm ein schmerzlicher Gedanke, daß ein Wesen wie Franziska, von so reichen Anlagen, so eigenthümlich geartet, mit so vielen Keimen des Guten, Edeln und Großen in sich, keine bessere Zukunft haben und zu nichts Größerm bestimmt sein sollte, als Baron Albert's Frau zu werden. Dazu kam, daß jener Familienpact, der durch Franziska's Vermählung mit Baron Albert gleichsam untersiegelt werden sollte, ihm aus den Erzählungen Lucindens, für die dergleichen Familiengeschichten eine ganz besondere Anziehungskraft hatten, wenigstens in seinen allgemeinsten Umrissen nicht unbekannt war; er wußte, daß es in letzter Instanz doch

nur eine Geldfrage, eine Frage des Besitzes und der Standesehre war, die durch diese Vermählung ihre friedliche und allen Theilen genehme Lösung erhalten sollte, und ein inniges Mitleid erfaßte ihn, wenn er dachte, daß auch dieses Herz, so jung, so heiß, so ungestüm, sich endlich abkühlen und einschlafen sollte in dem langsamen, einförmigen Gang einer Ehe — nun ja doch, einer Ehe, wie sie nun eben sind . . .

Mitten in die widersprechenden Gefühle, welche diese und ähnliche Betrachtungen ihm erregten, trat plötzlich Elisens Bildniß. Auch Elise hatte er den ganzen Tag über noch nicht gesehen; Graf Hubert litt noch an den Nachwehen des gestrigen Vorfalls, und dieser Umstand hatte das junge Mädchen, das sich ganz der Pflege des Kranken widmete, von der übrigen Gesellschaft zurückgehalten. In demselben Augenblick, wie er nur Elisens Namen dachte, überkam ihn das Gefühl einer tiefen und innigen Sehnsucht. Aber diese Sehnsucht hatte nichts Aufregendes, nichts Schmerzliches, im Gegentheil, die trüben und zum Theil so widersprechenden Empfindungen, welche das Gespräch mit der Gräfin in ihm wach gerufen, verloren sich, und wie aus dem Gewirr mannichfacher Instrumente ein klarer reiner Flötenton sich melodisch erhebt, so war es ihm, als Elisens Bild vor sein inneres Auge trat und der Ton ihrer vollen, tiefen und dabei doch so wohlklingenden Stimme an das Ohr seiner Seele schlug.

Er beschloß, Elisen noch einen Besuch zu machen und sich dabei zugleich nach Graf Hubert's Befinden zu erkundigen. Beide bewohnten eine Reihe von Gemächern

hoch oben auf dem westlichen Eckthurm des unvollendeten Schlosses; es waren die einzigen bewohnten Räume in dem ganzen großen, wüsten Gebäude, und auch sie waren erst ausdrücklich für den Kranken eingerichtet worden, weil derselbe sich hier am liebsten aufhielt und am wohlsten fühlte. Der freie weite Blick über Berge und Wiesen, Thäler und Felder, Dörfer und Städte, dessen man hier oben genoß, schien seinen verstörten Geist zu beschäftigen, während er hier zugleich diejenige Einsamkeit fand, die ihm offenbar am angemessensten war; auch war der Thurm mit allerhand bedeckten Galerien, mit Vorsprüngen, Erkern und Altanen versehen, welche dem Leidenden selbst bei ungünstiger Witterung die Möglichkeit eines Aufenthalts im Freien darboten.

Eduard begab sich also in das Schloß. Die ursprüngliche Pracht und Großartigkeit in der Anlage desselben stand in einem seltsam düstern, unheimlichen Gegensatz zu der Unfertigkeit des Gebäudes. Alles lag und stand noch, beinahe wie es die Arbeiter verlassen; selbst die aus prächtigen Marmorquadern zusammengefügte Treppe war nur halb fertig und wurde stellenweise durch ein schlechtes hölzernes Nothgerüst zusammengehalten.

Indem Eduard die breiten Stufen heranstieg, konnte er sich nach seiner Art wiederum des Reflectirens nicht enthalten. „Wie seltsam", dachte er, „hat auch hier wieder der Zufall gewaltet! Wie nahe stehen diese beiden jungen Mädchen sich, mit welcher Herzlichkeit hängen sie aneinander, wie sehr bemühen sie sich, eine die andere in ihren Eigenthümlichkeiten gelten zu lassen, und doch wie grundverschieden sind beide! So verschieden, daß sich eigentlich

gar keine größern Gegensätze denken lassen. Franziska, die vom Glück getragene, die vornehme Dame, die reiche Erbin, immer unruhig, immer leidenschaftlich, immer unzufrieden mit ihrem Schicksal — und Elise, an deren Wiege das Glück auch nicht gelächelt, wie es scheint, da sie so früh schon genöthigt ist, ihr Brot unter Fremden zu essen, Elise immer klar, immer heiter, immer thätig; die schwersten Pflichten überwindet sie mit spielender Leichtigkeit, ja sie selbst weiß nicht einmal, welche Lasten sie trägt und welche Opfer sie bringt. Das junge blühende Geschöpf, so rein, so kindlich, mit dieser offenen ahnungslosen Seele, verdammt, die Gesellschafterin eines alten, kranken, irrsinnigen Mannes zu sein, eines Mannes, den die Nemesis nicht losläßt und dem die Schatten seiner eigenen Verbrechen die schuldbeladene Seele verfinstern — o wahrhaftig, Elise ist doch die einzige von allen hier im Schlosse, die ganz gut, ganz rein und edel ist!"

Ohne es zu wissen, hatte er diese letztern Worte halblaut vor sich hingesprochen; er erschrak über sich selbst, da der Ton seiner Stimme von diesen öden Mauern, diesen leeren Wölbungen dumpf zurückklang, um sich dann in einem leisen, unheimlichen Geflüster zu verlieren.

Das Gemach, in welchem Elise sich niedergelassen, war eng und niedrig wie das ganze Stockwerk. Aber trotz des engen Raumes und trotz der einfachen Ausstattung konnte man nichts Lieblicheres und Zierlicheres sehen; die Wände waren dicht mit Epheu umzogen, die Fenster standen voll Blumen, welche Elise sich selbst erzog, und zwischen den Blumen nistete ein Canarienvogel, der es zwar niemals bis zum Singen gebracht hatte,

nämlich weil er gar kein Er, sondern eine bloße blaßgelbe Sie, der aber dafür so zahm war, daß er frei im Zimmerchen umherflog und Elisen das Morgenbrot zwischen den Lippen wegnahm.

Elise empfing Eduard's Besuch mit jener ruhigen, gleichmäßigen Freundlichkeit, die ihr eigenthümlich war, ja die den Grundzug ihres Wesens bildete. Auch mit Hubert's Befinden ging es besser, als Eduard gefürchtet hatte. Die gewaltige Beängstigung, in welche die Scene im Garten ihn versetzt, hatte sich gelegt; er saß wieder ruhig hinter seinen Bleisoldaten und beschäftigte sich damit, dieselben bald so, bald anders aufzustellen. Dabei sah er von Zeit zu Zeit durch die geöffnete Thür in das Nebengemach, wo Elise verweilte, und jedesmal, so oft sein Auge das Antlitz des jungen Mädchens traf, glitt ein leises blödes Lächeln über seine verwilderten Züge.

Das Gespräch wandte sich natürlich auch hier zuerst auf das Ereigniß des gestrigen Tages. Elise beklagte in ehrerbietigen, aber entschiedenen Ausdrücken den unglücklichen Jähzorn, durch welchen Graf Erdmann sich wieder einmal hatte hinreißen lassen. Des schönen Heinrich schien sie nur ungern zu erwähnen, dagegen erzählte sie ausführlich von dem Harfenmädchen, und unwillkürlich mußte Eduard die warme herzliche Theilnahme, die sie dabei an den Tag legte, mit der vornehmen Gleichgültigkeit vergleichen, welche Gräfin Franziska zur Schau getragen. Elise hatte sich mit dem ersten vergeblichen Gange nicht zufrieden gegeben, vielmehr hatte sie denselben während des heutigen Tages, da Graf Hubert eben schlummerte, wiederholt und diesmal hatte sie die Hütte auch

wirklich offen und das Mädchen zu Hause gefunden. Die Wunde war in der That nur unbedeutend, auch hatte das Mädchen selbst gar kein Aufhebens von dem Vorgefallenen gemacht, sondern sich im Gegentheil demüthig entschuldigt, auf so ungeschickte Weise den Zorn des Grafen gereizt zu haben. Dennoch war sie Elisen kränker erschienen, als sie selbst wahr haben wollte, ein heftiges Fieber hatte sie geschüttelt, und Elise bat Eduard, doch bei Gelegenheit den Arzt in Kenntniß davon zu setzen, damit die Aermste nicht ohne die nöthige Hülfe bleibe.

Eduard versprach, Elisens Wunsch zu erfüllen, und versuchte dabei zugleich, ihr, die ja schon eine Reihe von Jahren im Schlosse und daher gewiß mit allen Beziehungen und Verhältnissen desselben vertraut war, etwas Näheres über Herkunft und Schicksal der schwarzen Nanni abzulocken. Doch schien Elise auf das Thema nicht näher eingehen zu wollen, nur im allgemeinen bedauerte sie das Schicksal des armen Mädchens, das, wie sie wol gehört habe, von übel berufenen Aeltern abstamme, ohne rechte Erziehung geblieben sei und sich jetzt allem Anschein nach innerlich wie äußerlich in der übelsten Lage befinde.

„Es ist traurig“, sagte sie, „ein solches Geschöpf, so jung und dabei schon so verwahrlost; sie hat gewiß den besten Willen, sich redlich durch die Welt zu bringen, aber sie hat nichts gelernt als das bischen Singen und Harfenspielen, und das ist kein Gewerbe, bei dem sie zu etwas Ordentlichem kommen kann. Der Graf hat wol recht, daß er nichts von ihr wissen will und sich mit ihrem Schicksal nicht weiter befassen mag; denn von allem Traurigen und Niederschlagenden, das man sehen

kann, ist das Niederschlagendste gewiß eine jugendliche Existenz, die schon in ihren Anfängen so verdorben oder doch wenigstens so falsch angelegt ist, daß ihr auf keine Weise zu helfen. Halten Sie", setzte sie mit leichtem Erröthen hinzu, „mein Urtheil ja nicht für hart und unfreundlich, im Gegentheil, es geht aus einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit hervor, die ich selbst meinem eigenen Schicksal schulde, das mich so ganz anders und so viel gnädiger geleitet. Wir haben ja wol öfters unsere Jugenderinnerungen getauscht, mein Freund, und so wissen Sie auch, daß ich im Grunde eben solch Kind der Armuth und der Niedrigkeit bin wie die schwarze Nanni. Mein Vater war ein kleiner Beamter des gräflichen Hauses, er starb früh, und ohne die aufopfernde Güte, mit welcher Graf Erdmann sich meiner annahm, wäre vielleicht nichts Besseres aus mir geworden als ebenfalls ein armes verlassenes Harfenmädchen; ihm, dem väterlichen Freunde und Beschützer, der mir auch noch jetzt in seinem Hause eine so willkommene Freistatt öffnet, verdanke ich alles, was ich bin, weiß und kann, er hat mich erziehen und unterrichten lassen, und wenn ich irgendeinmal im Stande sein werde, meinen Mitmenschen zu nutzen, natürlich immer nur nach dem schwachen Maß meiner Kräfte, so ist er es, dem der Dank dafür gebührt."

Es war Eduard ein eigenes Gefühl, den Grafen, dessen Bild seit gestern in so düstern, unheimlichen Zügen vor seiner Seele stand, aus dem Munde gerade desjenigen Wesens gelobt zu hören, auf dessen Urtheil er am meisten gab und das er am meisten verehrte von allen, die er kannte. Er begnügte sich indessen mit der zweideutigen

Bemerkung, daß jeder Mensch in seinem Leben vieles gut zu machen habe, und daß die anmuthige und liebenswürdige Erscheinung, zu welcher Elise herangeblüht, für den Grafen gewiß der beste, ja der einzige Dank sei, den er begehre.

Das Gespräch wandte sich jetzt auf Franziska und die bevorstehende Zurückkunft des Barons Albert, die Elisen ebenfalls bereits bekannt war. Und auch darüber äußerte sie sich mit ruhiger Klarheit.

„Es ist mir", sagte sie, „ordentlich in Franziska's Seele hinein lieb, daß Baron Albert endlich wieder zurückkommt; das Verhältniß, das zwischen beiden besteht, wird dadurch nothwendig zu einer Entscheidung gedrängt werden und Franziska wird endlich suchen müssen, sich klar zu werden über sich selbst und ihre eigenen Entschließungen. Denn so lieb die Freundin mir ist und so hoch ich von ihrem Geiste denke, der den meinen so weit überragt, so kann ich die Art und Weise, wie sie das Verhältniß zu Baron Albert hinzieht und gleichsam in der Schwebe erhält, doch nicht ganz billigen; es ist ein so furchtbar ernster Schritt, den sie zu thun im Begriff ist, und täusche ich mich über den Beruf des Frauenherzens nicht ganz, so hat selbst der ungeliebte Mann, selbst der Mann, dem unsere Neigung sich verweigert, in einem solchen Falle doch immerhin, wie mich dünkt, ein gewisses Recht auf unsere Achtung, wenigstens so weit, daß wir mit seinen Empfindungen nicht spielen und ihn nicht einer Ungewißheit überlassen, die für ihn nicht blos schmerzlich, sondern auch beschämend ist."

„Aber", erwiderte Eduard, „sollte hier denn wirklich noch von irgendeiner Ungewißheit die Rede sein? Die

Vermählung zwischen Baron Albert und der Comtesse, denke ich, ist seit Jahren eine durch Familienpacte und Verträge abgemachte Sache, und ich glaube nicht, daß der Herr Graf der Mann ist, derartige Verträge rückgängig zu machen."

Elise sah ihn groß an. Dann mit ihrer vollen klaren Stimme:

„Aber das ist doch kein Ding", sagte sie, „worüber Familienpacte errichtet und Verträge geschlossen werden? Das ist doch etwas, worüber jedem, reich oder arm, vornehm oder gering, sein freier unverkümmerter Wille zusteht?"

Eduard mußte lächeln über die Naivetät des jungen Mädchens. „Das ist eine Ansicht", sagte er, „die Ihrem Herzen alle Ehre macht, und ich beneide den Glücklichen, für den Sie dieselbe einst geltend machen werden. Allein der Wirklichkeit der Verhältnisse entspricht sie nicht; der Herr Graf will nicht einmal seinem Bedienten erlauben, das Mädchen zu heirathen, das ihm gefällt, und noch mehr bezweifle ich, daß er Gräfin Franziska in dieser Hinsicht freie Hand lassen würde, wie Sie zu glauben scheinen."

„Aber sie hat ja doch einen Willen", rief Elise erregt, „das Leben ist ja doch zu ernst, zu lang, um es an der Seite eines ungeliebten Mannes zu vertrauern!"

Eduard erwiderte lächelnd: „Frauen, pflegt Comtesse Lucinde zu sagen, haben keinen Willen — und wenn sie auch einen Willen haben, erlaube ich mir hinzuzusetzen, so haben doch wol nur die wenigsten von ihnen den Muth, ihn geltend zu machen."

„O Muth, Muth“, rief Elise, „wer würde nicht Muth haben, wo das Wohl und Wehe des ganzen Lebens, ja noch mehr, wo die Wahrheit und Treue der eigenen Empfindungen auf dem Spiele steht?!“

„Und also — vorkommendenfalls — Fräulein Elise würde den Muth haben?“ fragte Eduard leicht hingeworfen; es sollte ein Scherz sein, aber indem das Wort von seiner Lippe war, that es ihm schon wieder leid, indem er das junge Mädchen dadurch in Verlegenheit zu setzen fürchtete. Aber Elise sah ihn fest und klar an mit sichern, ruhigen Blicken; es war keine Erregung, keine Leidenschaft in ihrem Antlitz, nur der gleichmäßige Ausdruck einer klaren, selbstbewußten Ueberzeugung. „Ich würde ihn haben“, sagte sie.

„Und wenn“, fragte er muthwillig weiter, „nun beispielsweise der Herr Graf, dem Sie ja doch soviel Dank schuldig zu sein glauben, sich Ihrem Willen widersetzte? Oder wenn Franziska Ihre Nachgiebigkeit als ein Opfer der Freundschaft forderte, oder wenn sie dadurch von Personen, die Ihnen lieb sind, ein großes Unglück abwenden könnten, wie, schöne Schwärmerin, stände es dann mit dem Muthe?“

„Unglück von liebenden Personen abwenden“, wiederholte Elise nachdenklich und schien einige Augenblicke zu zaudern — „aber nein“, rief sie, „das Herz und seine Wahrheit ist das Höchste im Menschen — ich würde den Muth dennoch haben!“

Viertes Kapitel.

Baron Albert.

Zwei Tage darauf traf Baron Albert denn richtig ein. Franziska empfing ihn mit jener kühlen Höflichkeit, die sie unter Umständen so meisterhaft zu handhaben wußte. Baron Albert seinerseits erwiderte dieselbe, er war artig und verbindlich, aber ohne eine Spur von Leidenschaft; niemand, der diese beiden nebeneinander gesehen hätte, er so galant, so zuvorkommend, sie so höflich, so ceremoniell, aber beide so kalt und ruhig, hätte ein Brautpaar in ihnen vermuthet, am wenigsten ein Brautpaar, dessen Hochzeit vielleicht schon in wenigen Wochen gefeiert werden sollte.

Darauf wenigstens ließ der Eifer schließen, mit welchem Tante Lucinde ihre Zurüstungen traf. Sie war unermüdlich im Einrichten und Vorkehren; wiewol das junge Paar zunächst nach der Vermählung eine größere Reise antreten und dem kranken Onkel Hubert dadurch Zeit verschaffen sollte, sich ebenfalls auf die Reise zu begeben, so wurde doch bereits derjenige Theil des Herrenhauses, das den Neuvermählten in Zukunft als Wohnung

dienen sollte, neu tapezirt, decorirt, möblirt, und dabei all die Geschäftigkeit entfaltet, mit der namentlich ältere Damen, die nicht in der Lage gewesen sind ihre eigene Hochzeit auszurichten, dergleichen zu betreiben pflegen.

Eduard waren diese Zurüstungen sehr fatal, und lebhafter denn je dachte er daran, das Schloß zu verlassen. Auch fing er wirklich nachgerade an, sich nach Nachricht von seiner Mutter sowie von Anton zu sehnen. Denn weder jene noch dieser hatten in der ganzen Zeit von sich hören lassen, und Eduard gerieth in Besorgniß, daß seine Mutter krank und Anton von irgendeinem Unfall betroffen sein möchte. — Mit Franziska hatte er in dieser Zeit nur sehr wenig verkehrt, zuweilen kam es ihm vor, als ob sie ihn absichtlich von sich entfernt halte. Vielleicht geschah es aus Rücksicht auf Albert, der diese Art von ästhetischem Verkehr nicht liebte, vielleicht aber — und diese letztere Ansicht machte Eduard in der Stille zur seinen — that es ihr auch leid, neulich so mittheilend gegen ihn gewesen zu sein; also dieselbe Erfahrung, die er ja auch mit dem Grafen Erdmann gemacht hatte, welcher seit jener verhängnißvollen Nacht sich ebenfalls wieder ganz so verschlossen und ablehnend zeigte, wie Eduard ihn zuerst gekannt hatte. Er saß viel allein auf seinem Zimmer, und selbst die Verwaltung seiner Güter schien ihn nicht mehr so lebhaft zu interessiren wie sonst. Während er sich sonst regelmäßig von allem und jedem Meldung machen ließ, was auf seinen ausgedehnten Besitzungen passirte, schien er es jetzt sogar gern zu sehen, wenn ihm dies und jenes verschwiegen ward. So namentlich die zahlreichen Wilddiebereien, die seit einiger Zeit in seinen Waldungen

begangen wurden, zum Theil mit wahrhaft beleidigender Frechheit. Unter anderm waren ihm aus einem umzäunten Theil des Parks einige zahme Damrehe weggeschossen worden, die der Graf sich zum Vergnügen hielt und die er nicht selten persönlich fütterte; nach allen Umständen konnte der Thäter kein gewöhnlicher Wilddieb sein, sondern irgendeine ganz besondere Bosheit mußte die freche That veranlaßt haben. Auch hier wieder war die Meinung des Dorfs rasch bei der Hand, indem sie als den Urheber dieser und verschiedener ähnlicher Frevel den schönen Heinrich bezeichnete, der sich angeblich in dem benachbarten Forste umhertreiben sollte. Verschiedene Bauern und Tagelöhner der Gegend wollten ihn gesehen und einige sogar gesprochen haben; doch wußte niemand Genaueres zu sagen, und da der Graf noch immer von Heinrich's Entfernung keine Notiz nahm, so lag auch keine Veranlassung vor, die Sache näher zu untersuchen.

Auch die Krankheit der schwarzen Nanni zog sich unerwartet in die Länge und gab ebenfalls Grund zu allerhand düstern und nachtheiligen Gerüchten. Eduard besuchte die Kranke ziemlich häufig und überzeugte sich dabei denn freilich, daß die Verwundung, welche sie bei jenem unglücklichen Streite davongetragen, längst geheilt war; die Krankheit, an welcher sie gegenwärtig litt und die ihr Leben ernstlich zu gefährden schien, war ein zehrendes Fieber, dessen Keim, nach dem Ausspruch des Arztes, schon lange in ihr geschlummert und das vielleicht infolge des Ereignisses und der damit verbundenen Aufregung, vielleicht auch ganz unabhängig davon zum Ausbruch gekommen war. Jedenfalls, so tadelnswerth der Jähzorn auch

war, dem der Graf sich bei jener Gelegenheit überlassen, so hatte derselbe an der Krankheit des Harfenmädchens doch keinen Antheil; selbst wenn der Graf der Mann der ängstlichen Rücksicht gewesen wäre, der er nicht war, so hätte auch das zarteste Gewissen ihn von jeder Mitschuld freisprechen müssen.

Allein in der Meinung des Dorfs bestand diese Mitschuld dennoch. Wie es bei dergleichen Gelegenheiten zu gehen pflegt, so war auch der Vorfall im Garten durch das Gerücht ins Maßlose übertrieben worden. Man flüsterte sich zu, der Graf, dessen jähe Leidenschaftlichkeit bekannt war, habe das Harfenmädchen mit eigener Hand zu Boden geschlagen, die wüthenden Hunde, setzte man hinzu, hätten dem unglücklichen Geschöpf die Kleider vom Leibe gerissen und aufs äußerste mishandelt, von Schlägen und Wunden bedeckt, habe es nur mit Mühe sein Leben gerettet. — Was die Leichtgläubigkeit der Menge noch erhöhte und die unheimlichen Gerüchte noch vermehrte, das war der geheimnißvolle Zusammenhang, in welchem der schöne Heinrich zu dem Vorfall stand. Die Leidenschaft, welche derselbe für die schwarze Nanni hegte, war im ganzen Dorfe bekannt; auch jetzt noch, behauptete man, stehe er mit ihr in geheimnißvoller Verbindung, ja man wollte wissen, daß er nachts aus seinem Versteck hervorkomme, um die Kranke zu besuchen und zu pflegen.

Dabei wiederholte sich noch eine andere Erfahrung, die sich in ähnlichen Fällen schon vielfach bestätigt hatte. Nämlich weder der schöne Heinrich noch die schwarze Nanni waren bisher bei der Menge besonders beliebt gewesen; der einen hatte ihre Schönheit, verbunden mit ihrem eigenthüm-

lich schnippischen, übermüthigen Wesen, dem andern die bevorzugte Stelle geschadet, welche er im Hause des Grafen einzunehmen schien und deren sehr empfindliche Schattenseiten den Außenstehenden freilich nicht weiter bekannt geworden waren. Jetzt, seitdem beide ins Unglück gerathen, waren sie auf einmal sozusagen die Helden des Dorfs geworden. Wir wissen, wie unbeliebt Graf Erdmann war und wie sehr man seine Strenge fürchtete. Hier nun schien der Haß, der schon so lange gleich einem Feuer unter der Asche gegen Graf Erdmann glimmte, endlich einen genügenden Grund zu finden; die Stimmung der Bevölkerung wurde immer unwilliger und schwieriger, schon kamen einzelne Fälle offenbarer Widersetzlichkeit vor, und der Umstand, daß der Graf, ganz seiner sonstigen gewaltthätigen Art zuwider, dieselben gleichsam absichtlich ignorirte, trug nur dazu bei, das Uebel zu erhöhen.

Niemand war mit dieser Lage der Dinge unzufriedener, aber auch niemand entschlossener sie zu ändern, als Baron Albert. — Unsere Geschichte neigt sich allmählich ihrer Lösung entgegen, und in diesem Stadium, wir wissen es wohl, sind allgemeine Betrachtungen nicht beliebt, wenigstens nicht bei dem richtigen Romanleser, dem es nur um den Stoff zu thun ist und der bei jedem Buch, das er in die Hand nimmt, zuerst nach dem Ende der Geschichte sieht.

Dennoch können wir einige allgemeine Betrachtungen an dieser Stelle nicht ersparen. — Der Zeitpunkt, in welchem unsere Erzählung sich augenblicklich befindet, fällt in den Herbst 1847, also in die Zeit, welche

jener großen politischen Umwälzung, die dann mit Beginn des neuen Jahres über Europa hereinbrechen und die namentlich auch in Deutschland eine so große Erschütterung hervorbringen sollte, unmittelbar vorherging. Bereits brauchte man kein sehr kundiger Wetterprophet zu sein, um die Vorboten des nahenden Sturmes in der Luft zu spüren. Eine allgemeine Gärung hatte sich der Gemüther bemächtigt; alles war unzufrieden, alles sann auf neue Dinge. Namentlich war dies auch unter der ländlichen Bevölkerung der Fall, wenigstens in solchen Gegenden unsers Vaterlandes, wo dieselbe noch unter einem so harten Drucke schmachtete und noch soviel alte Misbräuche zu erdulden hatte, wie dies in dem Ländchen der Fall war, in welchem unsere Erzählung spielt.

Baron Albert hatte einige Wochen in der Hauptstadt dieses Ländchens zugebracht und war Zeuge gewesen der unheimlichen Erregung, die sich auch hier in den Gemüthern immer weiter und weiter verbreitete. Wir kennen den jungen Cavalier bereits als einen eifrigen Verfechter des Bestehenden, einen geschworenen Feind aller volksthümlichen Bewegungen, und so hatte auch das politische Treiben, dem er in der Residenz an allen Ecken und Enden begegnete und das seinen Widerhall theils in der Presse, theils sogar in öffentlichen Versammlungen fand, ihm den lebhaftesten Anstoß gegeben. Auf dem Lande, unter den Bauern, unter diesem „Kern des Volks", wie man sie so gern nennt — und zwar hauptsächlich auf seiten derjenigen, die diesen Kern im Grunde doch nur benutzen, um sich von seinem Mehle zu sättigen — hatte Baron Albert das anders zu finden gehofft, hier hatte er gedacht, noch denselben

Respect und dieselbe Unterwürfigkeit anzutreffen wie in der guten alten Zeit. Namentlich die Oberndorf'schen Besitzungen stellte er sich als eine Oase in der Wüste, gleichsam eine schwimmende Insel mitten auf den heranwogenden Fluten der Revolution vor; er kannte ja das patriarchalische Regiment, das Graf Erdmann führte, und die Strenge, mit welcher er dasselbe aufrecht erhielt.

Doch hatte er dabei vergessen, erstlich, daß die Bevölkerung der Oberndorf'schen Güter nicht aus eigentlichen von alters her seßhaften Bauern, sondern vielmehr, wie dies früher von uns erzählt worden ist, aus einer wüsten, von allen Ecken und Enden her zusammengelaufenen Menge bestand, und daß zweitens gerade der Eifer und die Strenge, mit welcher Graf Erdmann diese Vagabunden zu ordentlichen und fleißigen Arbeitern heranzubilden gesucht, ihn denselben in hohem Grade verhaßt gemacht und einen Samen ausgestreut hatte, der in der schwülen Atmosphäre dieser Zeit nothwendig mit überraschender Schnelligkeit aufgehen mußte.

Und überrascht war der Baron allerdings, da er nach Oberndorf hinauskam und hier statt der gehofften idyllischen Zustände dasselbe Misvergnügen und dieselbe, ja zum Theil eine noch größere Aufregung fand, als er in der Stadt hinter sich gelassen hatte. Was die Ueberraschung steigerte, war die Wahrnehmung der eigenthümlichen Schlaffheit, in welche Graf Erdmann seit einigen Wochen versunken war. Der Baron hatte natürlich nicht die mindeste Ahnung von dem Gespräch, welches der Graf vor kurzem mit seinem „Magister" gehabt hatte. In der

That jedoch war es, als ob die düstern Erinnerungen, welche der Graf damals heraufbeschworen, die Spannkraft seines Geistes gelähmt und seine sonst so unerschütterliche Energie gebrochen hätten. Vielleicht indessen war es auch nur eine Folge seines körperlichen Befindens; er kränkelte seit einiger Zeit viel und sprach davon, sowie nur erst die Hochzeit des jungen Paares vorüber und Graf Hubert auf der Reise, ebenfalls eine größere Tour anzutreten.

Desto eifriger dagegen war Baron Albert. Da er allgemein als der künftige Schwiegersohn und Erbe des Grafen angesehen ward, so durfte er sich ja auch wol einigermaßen als solcher benehmen. Beinahe Tag und Nacht lag er draußen auf den Feldern, wo eben die Ernte in vollem Gange war, controlirte die Pächter, beaufsichtigte die Beamten, hielt die Arbeiter zum Fleiße an und entwickelte bei alledem — weniger wol aus angeborener Härte als vielmehr aus Pflichteifer, weil er dem Grafen alles recht zu Dank machen und recht zeigen wollte, was für ein tüchtiger Landwirth dereinst aus ihm werden würde — eine Pünktlichkeit und Strenge, die ihn bei den davon Betroffenen denn ebenfalls in kürzester Zeit sehr unbeliebt machte. — Besonders ärgerlich waren ihm die Wilddiebereien, die in immer ausgedehnterm Maße fortgesetzt wurden; es konnte schon kein einzelner mehr sein, ganze Banden mußten sich zusammenthun und gemeinschaftlich die gräflichen Forsten verheeren. Auch blieb es keineswegs bei den bloßen Wildfreveln, sondern auch außerdem wurde allerhand Unfug und Schabernack ausgeübt; die Obstbäume an den gutsherrlichen Wegen wurden umgebrochen,

Getreidehaufen wurden verwüstet, hier und da ging sogar ein einsam gelegenes Hirtenhaus in Flammen auf, und das alles, ohne daß der Thäter zu entdecken war.

Der Baron sprach öfters ernstlich mit seinem künftigen Schwiegervater und drang in ihn, die Hülfe des herzoglichen Militärs zu requiriren. Doch der Graf, als alter Edelmann, der seine Ahnen wol noch um einige Geschlechter weiter hinauf verfolgen konnte als das regierende Haus, wollte davon nichts hören; es sei gar nicht so arg, meinte er, wie Baron Albert die Sache darstelle, einiger Unfug finde in dieser Jahreszeit regelmäßig statt, wenn nur erst die Frucht überall eingefahren und nichts mehr auf den Feldern zu stehlen, so werde die Ordnung sich bald von selbst herstellen.

Der Prediger war anderer Ansicht; er dachte über die immer weiter um sich greifende Widersetzlichkeit der ländlichen Bevölkerung ganz ebenso wie der Baron und sah im Geist ebenfalls bereits die Revolution ihr Schlangenhaupt erheben. Beide wurden häufig in vertrauten Zwiegesprächen gesehen, an denen auch Tante Lucinde zuweilen theilnahm; indem Eduard an der Gruppe vorüberging, glaubte er mehr als einmal den Namen eines Wesens zu hören, das ihm über alles theuer, Elisens — und das war denn eine Veranlassung, seine schon oft beschlossene Abreise immer wieder aufzuschieben. Denn obwol er sich selbst keine Rechenschaft darüber geben konnte, woher seine Besorgniß stamme und welche Gefahr seiner jungen Freundin gerade von dieser Seite her drohen sollte, so konnte er sich doch nicht entschließen, dieselbe unter so düstern Aussichten und in

einem allen Anzeichen nach so kritischen Augenblick zu verlassen.

Aber nicht blos in Aufrechthaltung der Ordnung und Beaufsichtigung der Arbeiter erwies Baron Albert sich als ein strenger und eifriger Gebieter, sondern auch als Geschäftsmann in Benutzung und Verwerthung der Oberndorf'schen Güter entwickelte er einen großen Fleiß und eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Graf Erdmann, aufgewachsen als reicher Grundbesitzer, hatte die Landwirthschaft zumeist noch nach dem alten patriarchalischen Herkommen betrieben; er war blos Landbesitzer gewesen und hatte auch nichts weiter sein wollen. Der junge Baron dagegen war bei den modernen Oekonomen durch die Schule gelaufen und brachte nun, wie die Jugend das so an der Art hat, einen ganzen Sack von Verbesserungsvorschlägen und neuen Erfindungen und sonstigen Projecten mit, welche er alle baldmöglichst ins Werk zu setzen bestrebt war. — Der Graf war diesen Projecten allerdings nur wenig geneigt. Doch mochte er andererseits auch dem Thätigkeitstrieb seines künftigen Eidams nicht in den Weg treten, und so gestattete er ihm, einzelne Vorbereitungen zu treffen, die für die spätere oder frühere Ausführung allerdings noch lange nicht verbindlich waren; es wurden Risse gefertigt, Anschläge gemacht und Unterhandlungen wegen Ankauf und Umtausch gewisser Ländereien angeknüpft.

Als Unterhändler dabei sowie überhaupt bei den mancherlei ökonomischen Vorbereitungen, welche der Baron projectirte, empfahl er dem Grafen einen gewissen Geschäftsmann aus der Umgegend, mit dem er selbst, wie

er versicherte, schon seit Jahren in Verbindung gestanden und dessen Gewandtheit und Zuverlässigkeit sich ihm jederzeit aufs glänzendste bewährt habe. Jetzt aber hatte den armen Mann ein schwerer Familienverlust betroffen, seine Frau, mit der er lange Jahre in glücklicher Ehe gelebt, war ihm gestorben, eine Zerstreuung und Aufheiterung that dem Vereinsamten noth, und so hatte der Baron ihn zu einem Besuch auf Schloß Oberndorf eingeladen.

Auch damit hatte der Graf sich einverstanden erklärt, und so wurde der Geschäftsfreund, wie der Baron ihn halb spaßhaft zu tituliren pflegte, für einen der nächsten Tage erwartet; seine Tochter, das einzige Kind, das ihm aus seiner Ehe geblieben, hatte die Erlaubniß erhalten, ihn zu begleiten, und Baron Albert neckte Elisen bereits mit der neuen Freundin, welche sie sich an dem jungen Mädchen, dessen Einfachheit und Bescheidenheit er nicht genug rühmen konnte, gewinnen werde.

Fünftes Kapitel.

Der Besuch.

Als Eduard einige Tage darauf in das Empfangszimmer der gräflichen Familie trat, war der erwartete Besuch eben angekommen. Der Fremde war in eifrigem Gespräch mit dem Grafen und Baron Albert; er stand der Thür zugekehrt und focht im Reden heftig mit den Armen, sodaß Eduard ihm nicht sogleich ins Gesicht sehen konnte. Aber die stattliche Figur, die breiten Schultern und die dünnen krausen Haare, die dem Fremden wie ein Heiligenschein um den Kopf standen, kamen ihm merkwürdig bekannt vor. In dem Nebenzimmer hatten die Damen sich versammelt, und auch von dort her schlug eine Frauenstimme an das Ohr unsers Freundes, die ihm ebenfalls seltsame Erinnerungen erweckte.

Allein bevor er noch Zeit hatte, sich zu sammeln, wandte der Graf sich um und stellte Eduard dem Fremden vor. „Unser Magister“, sagte er, „Herr Anton Feldner, ein braver junger Mann, der sich um unser Haus und namentlich um unsere jungen Damen recht

verdient gemacht hat, und hier — wie war der Name doch? ja richtig, Herr Agent Wendelmeier, mir von dem Baron sehr empfohlen als ein umsichtiger und thätiger Mann . . ."

Während der letztern Worte hatte der Fremde sich umgedreht, und richtig, es war Freund Wendelmeier, der Wirth zum Rothen Löwen, der „Mann von Welt", wie er leibte und lebte! Das war das dicke weingeröthete Antlitz, das war der wohlgepflegte Backenbart, das war der kleine goldene Reif im linken Ohrläppchen, mit dem Wendelmeier so gern kokettirte und vermittelst dessen er in seinen jüngern Jahren so viele Eroberungen gemacht zu haben behauptete; nur der unsterbliche blaue Frack mit den blanken Knöpfen war mit einem schwarzen Trauerkleide vertauscht, dessen düsterer Eindruck, nach kleinstädtischer Mode, noch durch einen dichten Flor um den Arm vermehrt ward.

Eduard glaubte vor Scham und Bestürzung in die Erde sinken zu müssen; von allen Menschen, die ihm begegnen konnten, war Wendelmeier derjenige, den er in diesem Augenblick und an dieser Stelle am wenigsten zu sehen wünschte. Und wenn Wendelmeier einmal da war, so war auch das blonde Hannchen gewiß nicht weit. Ja in der That, da kam sie bereits, ebenfalls im schwarzen Trauerkleide; ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihrem halbgeöffneten Munde, da sie den ehemaligen Hausfreund und Anbeter erblickte, aber ein rasches Augenzwinkern ihres Vaters belehrte sie, und der Schrei erstickte in einem verlegenen Hüsteln, während sie Eduard gleichzeitig wie einen ganz Fremden mit all jenen Knicksen und

Verbeugungen begrüßte, wie sie in kleinen Städten noch heute zum guten Ton gehören.

Denn Herr Wendelmeier hätte ja nicht die feine Nase haben müssen, deren er sich so gern rühmte, er hätte nicht soviel im Leben erfahren haben und nicht der Mann von Welt sein müssen, der er war, um Eduard durch eine unzeitige Erkennungsscene in Verlegenheit zu setzen. Auch war es ihm vielleicht selbst lieb, wenigstens für den Augenblick, jede nähere Erörterung seiner eigenen Verhältnisse zu vermeiden. Er verneigte sich daher gleichfalls ganz ceremoniell gegen Eduard, wie gegen einen Wildfremden, und wiederholte in geschäftsmäßigem Tone:

„Wendelmeier, Güteragent und ehemaliger Hotelbesitzer — habe die Ehre, sehr verbunden, ist mir höchst schmeichelhaft, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen; Herr Feldner, beliebten der Herr Graf zu sagen? Habe nicht die Ehre, die Familie zu kennen, obwol ich mich doch sonst hier in der Gegend einer ziemlich ausgebreiteten Bekanntschaft erfreue . . .“

Damit wandte er sich zu dem Gespräch zurück, das er mit dem Grafen und Baron Albert führte und in dem er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sich sehr bescheiden und zurückhaltend erwies; er wollte offenbar das Terrain erst sondiren, auch war es ihm sichtlich darum zu thun, bei dem Grafen einen möglichst günstigen Eindruck zu machen. Auch gegen den Baron zeigte er sich sehr zuvorkommend, wiewol immerhin wie ein Mann, der seine Stellung kennt und dem seine Kenntnisse und Verdienste wol gestatten, ein Wort mit drein-

zureden. — Den Damen wagte Eduard sich gar nicht zu nähern, aus Furcht, das blonde Hannchen, gegen das er sich ja überdies von alten Zeiten her nicht ganz schuldlos wußte, möchte ihn compromittiren. Aber Hannchen war die würdige Tochter ihres Vaters; sie sah Eduard mit solcher Unbefangenheit ins Gesicht und affectirte eine solche gänzliche Unbekanntschaft mit ihm, daß auch der schärfste Beobachter nicht auf die Vermuthung hätte kommen können, hier ständen sich wirklich zwei alte Bekannte gegenüber. Nur Eduard selbst bemerkte, daß, wenn eben niemand sonst sie beobachtete, sich aus ihren kleinen schelmischen Augen Blicke auf ihn richteten, die ihm nichts Gutes weissagten.

Die Tafel zog sich heute länger hin als gewöhnlich und bot Herrn Wendelmeier reichliche Gelegenheit, seinen Geist glänzen und seine feinen Manieren leuchten zu lassen. Dem Grafen Hubert, der von seiner Unpäßlichkeit wiederhergestellt war und wie üblich den Ehrenplatz an der Tafel einnahm, bezeigte er seine Ehrerbietung in so verbindlicher Weise und wußte die Krankheit des Unglücklichen so vollständig zu ignoriren, daß er dadurch beim Grafen Erdmann einen großen Stein im Bret gewann. Auch der Tante Lucinde wußte er viel Schmeichelhaftes zu sagen, und auch mit dem Prediger, der ebenfalls zu den Gästen gehörte, knüpfte er ein sehr interessantes und lehrreiches Gespräch über Missionsanstalten und Bibelvereine und die überhandnehmende Entsittlichung der niedern Klassen an. Daneben entwickelte er eine große Geschäftskenntniß in ökonomischen

Dingen und stimmte den Projecten und Vorschlägen des Barons lebhaft und mit der ganzen Wärme eines gewiegten Kenners bei. An Eduard richtete er während der ganzen Tafel das Wort nur einmal, und auch da geschah es nur, um sich zu erkundigen, ob der Herr Anton Feldner vielleicht Verwandte in Rußland habe; denn wie ihm eben einfalle, existire in der Gegend von Moskau eine große Feldner'sche Fabrik, die sich auch in Deutschland eines ausgedehnten und wohlerworbenen Rufes erfreue.

Eduard verneinte, und damit ließ Herr Wendelmeier den Gegenstand fallen, er begnügte sich blos, während Eduard seine verlegene Antwort hervorstotterte, leise mit der Linken an dem goldenen Ohrreif zu reiben und gleichzeitig mit der andern ein volles Glas Wein zum Munde zu führen; er war schon auf dem besten Wege, es mit jenen langsamen, aber sichern Zügen, wie sie im Rothen Löwen Mode waren, bis auf die Nagelprobe zu leeren, als ihm vermuthlich noch zur rechten Zeit einfiel, daß dies an einer hochgräflichen Tafel doch vielleicht nicht ganz schicklich sei; er netzte also nur die Lippen und setzte das Glas wieder auf die Tafel, indem er sofort ein sehr eifriges Gespräch über Wiesencultur, Stallfü rung und die eigenthümlichen Vorzüge von lang- und kurzgehörntem Rindvieh aufs Tapet brachte. — Eduard litt bei alledem große Pein, namentlich war es ihm beinahe unerträglich, Elisen geradeüber zu sitzen, ein Glück, das er sonst nicht hoch genug anzuschlagen wußte, und von dem lieblichen Mädchen mit der ganzen alten Unbefangenheit und Herzlichkeit behandelt

zu werden. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, die Gesellschaft zerstreute sich, und Eduard eilte auf sein Zimmer, in der gewissen Erwartung, daß Herr Wendelmeier ihn sofort aufsuchen und zur Rede stellen würde.

Aber nein, eine Stunde nach der andern verging, und der Abend war schon längst hereingebrochen, als die Thür sich leise öffnete und Herr Wendelmeier sein rothes dickes Gesicht hereinsteckte. „Sind wir allein, Freundchen?“ flüsterte er, und erst nachdem Eduard ihn versichert hatte, daß sein Zimmer ganz isolirt liege und keine Nachbarschaft habe, trat er näher.

Eduard erwartete nun sofort eine Flut von Fragen und Vorwürfen, allein es kam anders; wie konnte auch ein Candidat der Theologie, und wenn er auch zehnmal gräflicher Vorleser geworden war und sich zehnmal unter fremdem Namen in der Welt umhertrieb, sich einbilden, die Anschläge und Einfälle eines Mannes wie Herr Wendelmeier zu ergründen?! — Herr Wendelmeier trat ihm ganz nahe, blickte ihn lange mit pathetisch wehmüthigem Ausdruck ins Gesicht, und dann die mächtigen Arme fest um seinen Nacken legend:

„Ach, meine Emilie!“ sagte er, indem er sich gleichzeitig bemühte, eine Thräne zwischen den Wimpern zu zerdrücken.

Auf diese Anrede war Eduard nicht gefaßt gewesen — und trotz der peinlichen Lage und der pathetischen Anrede hatte er Mühe, ein lautes Lachen zu unterdrücken.

„Also dies“, erwiderte er, „bedeutet der Trauerflor

um Ihren Arm? Ich condolire von Herzen und hoffe nur, daß ein Mann von Welt wie Sie sich dergleichen unvermeidliche Schicksalsschläge, denen wir alle mehr oder minder ausgesetzt sind, nicht allzu sehr zu Herzen nehmen wird."

Allein Wendelmeier war noch immer in der Stimmung, sich und seine Umgebung zu rühren. „Oh", sagte er, „Sie haben die Selige nicht so gekannt, auch wissen Sie nicht, was das heißt, ein geliebtes Weib, an deren Seite man mehr als zwanzig Jahre das reinste Glück genossen hat, zu verlieren; sie war eine vortreffliche Frau, ja, sozusagen, es steckte weit mehr hinter ihr, als sie selbst sich merken ließ . . ."

Eduard, der sehr wohl wußte, daß Herr und Frau Wendelmeier miteinander gelebt hatten wie Hund und Katze, konnte eine kleine Anwandelung von Bosheit nicht unterdrücken. — „Sie wollen damit vermuthlich sagen", fiel er ihm ins Wort, „daß die Kapitalien, welche sie hinter sich gelassen, bedeutender sind, als Sie selbst erwarteten."

„Sehr richtig", erwiderte Herr Wendelmeier, indem er sich die Augen wischte, „schöne Kapitalien, schöne Grundstücke, schöne Verschreibungen und sonst noch dies und jenes, woraus sich mit der Zeit wol auch noch etwas machen läßt. Junge", rief er plötzlich, ganz in seinen alten jovialen Ton verfallend, „jetzt soll es erst losgehen, jetzt wollen wir erst anfangen zu leben! Die alte Baracke, den Rothen Löwen, habe ich sogleich verkauft, das ist nichts mehr für mich, ich hatte meine

Sphäre verfehlt und fühle mich zu Größerm bestimmt — gebt Acht, gebt Acht, Freundchen, wir werden uns mausern, der Wendelmeier ist nicht auf den Kopf gefallen, gebt Acht!“

„Aber nun“, fuhr er fort, indem er sich nochmals vorsichtig umsah, ob auch die Thür fest verschlossen und niemand in der Nähe, „nun kommt Ihr einmal vors Messer, Ihr Leutebetrüger, Ihr Falschmünzer, Ihr Prachtstück von einem Candidaten! Sah der Mensch immer so still aus, als könnte er kein Wässerchen trüben, und kaum daß er die Nase einmal hinaussteckt, richtet er gleich solche Kapitalstreiche an?! Also Ihr wollt Anton Feldner sein? Ihr wollt wohlbestallter Candidat der Theologie sein und wißt doch selbst am besten, daß Ihr ausgestrichen und davongejagt seid mit Schimpf und Schande?! Oh, oh“, rief er, indem der dicke Bauch vor Lachen schütterte, „was soll aus der Welt werden und wo bleibt Tugend und Gerechtigkeit, wenn selbst ein ehemaliger Candidat der Theologie auf solche Streiche verfällt!“

Eduard suchte ihn zu beruhigen und setzte mit möglichst kurzen Worten rasch auseinander, wie alles gekommen und daß keineswegs ein überlegter Plan, sondern nur eine ganz zufällige Verkettung von Umständen ihn zu einer Täuschung veranlaßt, die ja niemand schade und bei der er nicht die mindeste betrügliche Absicht gehabt habe. „Und nun seien Sie vernünftig, Wendelmeierchen“, setzte er hinzu, „und blamiren Sie mich nicht, und sorgen Sie auch, daß Fräulein Hannchen reinen

Mund hält. Anton ist weit weg in Rußland, auch würde er selbst gewiß nichts dagegen haben, daß ich mich hier seines Namens bediene — denn glauben Sie mir", setzte er nicht ohne einen gewissen Anflug von Selbstbewußtsein hinzu, „ich mache dem Namen hier keine Unehre."

Sechstes Kapitel.

Gleiche Brüder, gleiche Kappen.

„Versteht sich", lachte Wendelmeier, „Ihr habt dem Namen Ehre gemacht und der Name Euch. Denn das wollt Ihr mir denn doch nicht etwa einbilden, daß Ihr mit Euerm verfemten Namen, als schiffbrüchiger Candidat und ausgewiesener Schriftsteller, ein solches behagliches Unterkommen gefunden hättet? Noch dazu in einem Hause wie dieses, so reich, so vornehm und dabei so wunderlich. Denn ich kenne die Herrschaften, ganz genau kenne ich sie, ja sie selbst sollen sich noch wundern, was der Wendelmeier alles von ihnen weiß und wie genau ich sie kenne; man ist nicht umsonst in aller Herren Länder gewesen und hat sich alle zweiunddreißig Winde um die Nase wehen lassen. Aber was ich sagen wollte: Ihr habt Euch vortrefflich gebettet, ganz vortrefflich, ich muß es gestehen! Denn nicht wahr, Ihr reist doch mit dem alten Narren und nachher habt Ihr Euch so etwas Baares ausgemacht, auf Lebenszeit und gleich schriftlich, ohne das thut ein gescheidter Mann es gar nicht; es ist wunderbar, was

für eine Macht in dem Schriftlichen liegt und wie lange zuweilen solch ein elendes Blatt Papier sich wehrt, während die Menschen schon längst vermodert sind. Und die Damen im Schloß, he? Hübsche Mädchen, o Ihr Vocativus! Zwar nach der Gräfin, da laßt Euch den Appetit nur vergehen, diese Traube ist für Euch nicht gewachsen, Ihr Fuchs — aber die Kleine, die Elise? Nun, he, wie ist es? Das wäre so eine Partie für Euch, das Mädchen scheint zwar von Hause aus auch nichts zu haben, aber ich kenne den Grafen, solch ein alter Holofernes er auch ist, so ist er doch wenigstens nicht geizig, und wenn Ihr das Mädchen fischt und ein hochwürdiges Consistorium ist sonst nur geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, so ist Euch noch einmal die fetteste Pfarre auf den gräflichen Gütern gewiß."

„Sprecht nicht so, Wendelmeier", sagte Eduard verdrießlich, er war ganz roth geworden, da der ehemalige Wirth zum Rothen Löwen auf diese Weise von einem Wesen sprach, daß er aufrichtig verehrte, und empfand es ordentlich wie eine Art von Kränkung, daß ein so reiner Name in solchen Mund kam. „Ich bin ein gutmüthiger Mensch, das wißt Ihr, und lasse mir viel gefallen, besonders von Euch, aber mit den Frauenzimmern verstehe ich keinen Spaß, die laßt also, wenn ich bitten darf, aus dem Spiele. Auch habe ich es längst aus freien Stücken aufgegeben, Prediger zu werden; Ihr irrt, wenn Ihr denkt, daß ich deshalb auf und davon ging . . ."

„Im Städtchen", fiel Wendelmeier ihm in die Rede, „hieß es, Ihr wäret unter die Schauspieler gegangen, nun

und beinahe ist es ja auch so: ein heißköpfiger, leichtsinniger, phantastischer Poet Eduard Walldorf spielt einen sittsamen, frommen und verständigen Candidaten Anton Feldner — und was das Tollste ist, er macht sein Glück damit! Aber es freut mich, wahrhaftig, Eduard, es freut mich — wie sagte ich doch an jenem Abend, da Ihr zum letzten mal bei uns waret? Ich mußte meinen Rheinwein noch ganz allein trinken, Ihr saßt dabei wie ein Oelgötze oder vielleicht auch wie ein Poet, dem die Reime nicht klappen wollen. Wißt Ihr noch, was ich damals sagte? «Taucht unter», sagte ich, «taucht unter» — nun Ihr habt's gethan, gründlich habt Ihr untergetaucht, und was mich am meisten freut — Ihr seid auch wieder herausgekommen! Wahrhaftig, Ihr habt es Euch gut hinters Ohr geschrieben, was ich Euch damals sagte; es ist doch etwas um einen Mann, der die Welt gesehen und seine Erfahrungen gemacht hat und nun andern mit gutem Rathe beistehen kann; fielen meine Rathschläge immer auf so guten Boden wie bei Euch, nun ich will nicht fluchen, denn das ist nicht fein und ziemt sich auch nicht für meinen betrübten Zustand — aber eine Schule der Weisheit könnte ich anlegen, dagegen sollten alle Akademien der Welt ein reiner Pappenstiel sein."

Eduard machten diese Lobsprüche seines welterfahrenen Freundes sehr wenig Freude, er lehnte sie nach Kräften ab und versicherte wiederholt, daß ihm nicht das mindeste Verdienst dabei zukomme, indem er sich lediglich vom Zufall habe leiten lassen.

„Was heißt Zufall", entgegnete Wendelmeier, „aus dem Sattel kann jeder einmal geworfen werden, die

Hauptsache ist, daß man wieder hineinkommt, gleichviel auf welche Weise. Und ich sage Euch, Ihr sitzt jetzt im Sattel; es ist eine glückliche Constellation in diesem Augenblick, ich will nicht sagen für das gräfliche Haus selbst, aber doch für jeden, der mit ihm zu thun und namentlich der etwas von ihm zu fordern und zu verlangen hat. Aber nun sagt einmal, Ihr seid ja doch schon eine ganze hübsche Reihe von Monaten hier im Schlosse und müßt nachgerade wissen, mit was für Wasser die Leute hier kochen — was ist denn das für eine Geschichte mit dem Harfenmädchen und dem schönen Heinrich, von der die ganze Umgegend hier voll ist? Der Graf hat sich da einen übeln Nachruf bereitet, viel zu verderben war schon früher nicht daran, und ich fürchte, das Ding wird ihm noch theuer zu Hofe kommen."

Eduard schwankte einen Augenblick, ob er seinen Freund in die Geheimnisse des gräflichen Hauses, soweit sie ihm in jener verhängnißvollen Nacht bekannt geworden waren, einweihen sollte oder nicht. Von der Welterfahrung und Schlauigkeit des gewandten Mannes durfte er vielleicht irgendeinen werthvollen Aufschluß oder doch wenigstens einen Rathschlag erwarten, der ihm vielleicht weitere Spuren eröffnete. Andererseits jedoch fühlte er sich nicht berufen, die Geheimnisse des gräflichen Hauses an dritte Personen mitzutheilen, wenigstens nicht ohne die dringendste Noth. Auch traute er dem Freunde nicht recht und fürchtete den Misbrauch, den seine Plauderhaftigkeit damit treiben möchte. — Er begnügte sich daher, dem ehemaligen Gastwirth nur das Allgemeinste mitzutheilen, namentlich was die schwarze Nanni und die

Vermuthungen anbetraf, welche er an dieselbe knüpfte. Dagegen schilderte er den Auftritt mit dem schönen Heinrich ausführlich und sprach in lebhaften Worten sein Bedauern darüber aus, daß ein so junger und im ganzen so tüchtiger Mensch auf so gewaltsame Weise ins Elend, ja noch mehr sogar: in die Laufbahn des Verbrechers hinausgestoßen sei. „Denn", setzte er hinzu, „was kann jetzt noch aus ihm werden? Als Wildschütz fängt er an und ich fürchte, als Räuber und Aufwiegler wird er zu Ende gehen. Es wäre ein Glück für ihn, wenn Baron Albert, der schon lange von einem förmlichen Streifzug durch die gräflichen Forsten spricht, endlich Ernst damit machte; die Gefahr würde ihn nöthigen, diese Gegend zu verlassen, und das wäre jedenfalls das Beste, was er thun könnte."

So oberflächlich Eduard's Erzählung gehalten war, so hatte sie Herrn Wendelmeier doch außerordentlich interessirt; er hatte sich, während Eduard sprach, das Ohrläppchen dermaßen gerieben, das es ganz angeschwollen war, und das war bei ihm jedesmal ein Zeichen großer geistiger Arbeit und Aufregung. Nachdem jener geendet, stand er auf, ging einigemal langsam durchs Zimmer, und dann, die schwere Hand nachdrücklich auf Eduard's Schulter legend und ihn mit den kleinen klugen Augen fest ansehend, sagte er:

„Ein Vertrauen ist des andern werth, und damit Ihr seht, daß ich Euch achte und Gutes denke von Euern Talenten, so will ich Euch so viel sagen: es ist nicht blos auf Baron Albert's Einladung, daß ich hierher gekommen bin, er hat mich eingeladen, allerdings, allein ich

wäre auch ohne seine Einladung gekommen, und er selber weiß, daß ich hier noch ganz andere Dinge zu thun und ganz andere Gegenstände zu observiren habe als blos seine einfältigen Pläne und Risse und Anschläge. Es ist schon eine ganze schmucke Reihe von Jahren her, daß ich die Ehre habe, mit Baron Albert in Geschäftsverbindung zu stehen, Ihr begreift mich doch?"

Damit machte er die Bewegung des Geldzählens. Eduard lachte.

„Ich dachte es mir", sagte er, „Ihr habt dem künftigen Schwiegersohn des reichen Grafen Vorschüsse gemacht auf die Mitgift, und da nun die Hochzeit vor der Thür ist, so wollt Ihr Euch in geneigte Erinnerung bringen; hab' ich es getroffen, Alter?"

„Theilweise", erwiderte Wendelmeier, „und ich denke, das Kapitalchen, das ich bei dem Baron angelegt habe, soll sich verzinsen. Die Mitgift, um die es sich in diesem Falle handekt, ist nicht mehr noch weniger, als das ganze große Besitzthum der Oberndorfe. Weil der Graf ohne Sohn, so hat er mit den Lehnsvettern einen Vertrag geschlossen, daß, wenn einer von ihnen so glücklich, die Hand der schönen Franziska davonzutragen, dieser mit der Braut zugleich auch das Majorat, mit andern Worten also die sämmtlichen Besitzungen des gräflichen Hauses erhalten soll — und das ist etwas mehr, als wir beide beim Frühstück durchbringen können, das glaubt nur. Aber Verträge werden nicht blos geschlossen, sie können auch gelöst werden; kein juristisches Netz, und wenn zehn Advocaten daran gesponnen hätten, ist so dicht, daß nicht der elfte doch noch ein Löchelchen fände hindurchzuschlüpfen. Man munkelt aller-

hand, auch sind die Zeiten unsicher; riecht Ihr nicht ordentlich schon das Pulver in der Luft? Ich sage Euch, wenn der allgemeine Krawall losgeht, dann purzelt auch solch Majorat um, und wenn es mit zehntausend Verträgen festgemacht und vernietet wäre. Darum bin ich hier; ich will mich überzeugen, wie die Sachen stehen, ob es wirklich Ernst ist mit der Heirath und ob Baron Albert in der That Aussicht hat, nicht blos die Braut, sondern auch das Majorat heimzuführen. Ihr werdet begreifen, daß mich unter diesen Umständen alles interessiren muß, was hier im Hause vorgeht — im Hause meine ich und in der Nachbarschaft. Denn die Bauern sind nicht blos dem alten Grafen, sondern auch dem jungen Baron, wie ich höre, sind sie verwünscht aufsässig, und wenn ihm einmal so hinterrücks eine Kugel vor den Kopf gebrannt werden sollte, dann ade Braut und ade Erbschaft. Thut mir also den Gefallen, Freundchen, und haltet die Augen auf, und wenn Ihr irgendetwas merken solltet —"

„Wie doch", rief Eduard in aufflammender Entrüstung, „Ihr erwartet doch nicht etwa gar, daß ich —"

„Es ist ja nicht blos das", suchte der andere ihn zu beschwichtigen, „bedenkt doch nur immer, daß der Wendelmeier ein Mann von Welt ist und mehr Verstand in seinem kleinen Finger hat als ihr andern alle in euern Köpfen, und sogar auch wenn ein Poetenhirn sich darunter befindet. Es sind noch andere Dinge im Werk, sehr ernste Dinge — Dinge, was man so nennt, von langer Hand her, die lange im Dunkel gelegen haben, aber jetzt vielleicht werden sie reif . . ."

Und dann plötzlich auf einen ganz andern Gegenstand überspringend:

„Erzählt mir das doch noch einmal“, sagte er, „wie das eigentlich mit dem schönen Heinrich ist. Die Geschichte kommt mir gar seltsam vor; ein Graf, ein reicher hochgeborener Herr, der so stolz ist, als hätte der liebe Gott selbst mit eigenen Händen ihm seine Grafenkrone auf den eisernen Kopf gesetzt, und wird so wild und kann so außer sich gerathen über einen ordinären Bedienten! Meint Ihr nicht auch, daß das Ding seinen Haken haben muß? Wo stammt der schöne Heinrich wol her? Und wie lange ist es wol, daß er im gräflichen Hause war?“

Aber Eduard hatte keine Lust, diesen und ähnlichen Fragen Rede zu stehen. „Was ich weiß und erfahren“, sagte er ziemlich unwirsch, „habe ich Euch gesagt, und nun thut mir die Freundschaft und laßt mich in Ruhe und muthet mir nicht zu, für Euch den Spion zu machen —“

„Spion“, erwiderte Herr Wendelmeier ganz ruhig, „was für ein Wort ist das, wer redet hier von Spioniren? Und wie kommt Ihr mir überhaupt vor, daß Ihr Euch auf einmal so gegen mich aufs hohe Pferd setzt? Ich dächte, Freundchen, wir hätten einer den andern nöthig. Gleiche Brüder, gleiche Kappen; habe ich hier im Schlosse meine geheimen Plänchen, nun so seid Ihr ja auch wol nicht auf dem geradesten Wege hierher gekommen, ich habe doch wenigstens nicht meinen christlichen Namen verleugnet, ich heiße Wendelmeier, Güteragent und ehemaliger Besitzer vom Rothen Löwen . . .“

„Sprechen wir ein andermal weiter davon, jetzt wird

der Baron Euch erwarten", entgegnete Eduard, indem er aufstand; er fühlte aufs neue, in welch gefährliches Spiel er sich eingelassen, und daß, wer einmal einen Schritt vom Wege der Wahrheit und Ehrlichkeit gethan, sich damit auch jedes Rechts begeben hat, zu bestimmen, wie weit dieser erste Schritt ihn noch führen soll.

Wendelmeier stand ebenfalls auf. „Gewiß", sagte er mit scheinbar ganz ruhiger, gemüthlicher Stimme, Eduard aber, der die Art und Weise des ehemaligen Gastwirths kannte, fühlte die versteckte Drohung wohl heraus, „wir sprechen noch davon. Und was das Hannchen betrifft, so stehe ich für sie, das ist ein ganz vernünftiges Kind — nämlich solange Ihr selbst vernünftig seid."

Siebentes Kapitel.

Ein Sterbebett.

Inzwischen hatte Nanni's Krankheit sich immermehr verschlimmert; ein zehrendes Fieber rieb die Kräfte des jungen Mädchens mit rasender Schnelligkeit auf und die Erschöpfung, in welche die Kranke seit einigen Tagen verfallen war, ließ dem Arzte nur wenig Hoffnung übrig, dem Uebel Einhalt zu thun. — Elise besuchte sie fast täglich und kam jedesmal tieferschüttert von dem Anblick so vielen Elends zurück; sie sprach häufig mit Eduard darüber und enthüllte dabei, ohne es selbst zu wissen, den ganzen Schatz von Mitgefühl und warmer menschlicher Empfindung, welchen ihre junge Brust verschloß. Vergebens jedoch lauerte jener auf irgendeine Andeutung, welche seine Vermuthung in Betreff der Beziehungen, in denen das Harfenmädchen zu dem gräflichen Hause stand, hätte bestätigen können, sodaß er immer tiefer in ein Meer von Zweifeln und Widersprüchen gerieth. — Auch Baron Albert zeigte eine lebhaftere Theilnahme für das Schicksal des jungen Mädchens, als sich nach seiner son=

stigen vornehm oberflächlichen Manier erwarten ließ; er hatte häufige Besprechungen mit dem Arzte, auch gab er Befehl, der Kranken jede irgend wünschenswerthe Erfrischung reichen zu lassen und überhaupt nichts zu versäumen, was ihren traurigen Zustand erleichtern könne.

Allein wenn er vielleicht geglaubt hatte, damit den übeln Gerüchten Einhalt zu thun, welche über Nanni und das gräfliche Haus im Umlauf waren, so hatte er sich getäuscht. Die Kranke selbst wies jede Unterstützung, die von der gräflichen Familie kam, mit Heftigkeit zurück, ja selbst Elise hatte zuweilen von den Ausbrüchen ihres Unmuths zu leiden. Die Leute im Dorfe aber sahen in dieser Herablassung nur den Ausdruck eines geheimen Schuldbewußtseins; sie ließen es sich nicht ausreden, daß Nanni's Krankheit nur eine Folge der Mishandlungen, welche sie von dem Grafen erlitten, und so mußte selbst die Güte und das Wohlwollen, mit welchem man sich vom Schlosse aus der Leidenden annahm, nur dazu dienen, den Argwohn zu steigern und die ohnedies schon so aufsässige und widerspenstige Stimmung immermehr zu reizen und zu erbittern.

Eine seltsame Rolle spielte dabei Herr Wendelmeier. Unter dem Vorgeben, sich mit der Lage der Güter, der Beschaffenheit des Bodens und der bisherigen landwirthschaftlichen Anlagen bekannt machen zu müssen, trieb er sich fast den ganzen Tag im Dorf und dessen Umgegend umher; in alle Häuser ging er, mit allen Leuten sprach er, fragte nach diesem und jenem, und da er überall sehr harmlos auftrat und sich als ein gutmüthig schwatzhafter Mensch zu erkennen gab, so gelang es ihm in der

That, sich in kurzem eine große Bekanntschaft bis weit in die Umgegend hinein zu erwerben. Daß er sich dabei wirklich nur eine möglichst genaue Kenntniß der Obern-dorf'schen Güter erwerben wollte, war schwer zu glauben, wenigstens für Eduard, der den Eindruck der neulichen Unterredung noch keineswegs verwunden hatte und seinen alten Freund in der Stille nicht ohne ein gewisses Mis-trauen betrachtete. Freilich wenn er sich fragte, was es denn nur sein könne, das jener im Schilde führe, so mußte er sich selbst die Antwort schuldig bleiben; allein daß Wendelmeier über irgendeinen Anschlag brüte und mit irgendeiner kühnen Speculation beschäftigt sei, das war ihm außer Zweifel, und so verdoppelte er auch nach dieser Seite hin seine Aufmerksamkeit.

Fräulein Hannchen verlebte unter diesen Umständen, da ihr Vater beinahe täglich außerhalb war, ziemlich ein-förmige Tage. Elise war durch die verdoppelte Krankenpflege, Tante Lucinde aber durch die Zurüstungen der Hochzeit in Anspruch genommen, und so blieb der Prediger der einzige, der dem jungen Mädchen Gesellschaft leistete. Er that es mit der altfränkischen Höflichkeit und jener ganzen salbungsvollen Zierlichkeit, die ihm von seinen Hofmeister-jahren anklebte und durch die Hannchen bei ihren eigenen kleinstädtischen Manieren sich außerordentlich geschmeichelt fühlte. — Da es theils im Schlosse an Raum fehlte, theils auch Herr Güteragent Wendelmeier nebst Mamsell Tochter denn doch nicht die Leute danach waren, um so ganz voll-ständig als Gäste des Grafen behandelt zu werden, so war der Besuch in dem Predigerhause einlogirt; dasselbe war ein großes weitläufiges Gebäude, das von dem unverheiratheten

Prediger nur zum kleinsten Theile bewohnt ward und das man daher schon öfters als Aushülfe bei ähnlichen Gelegenheiten benutzt hatte. Hannchen hatte auf diese Art beinahe stündlich Gelegenheit, den Prediger zu sehen und zu sprechen; seine pathetische, würdevolle Art gefiel ihr, wie gesagt, sehr, und auch der Prediger, bei all seiner Gottseligkeit, schien doch keineswegs blind gegen die frischen Reize der jungen Gastwirthstochter.

Die einzige, die sich bei alledem vollkommen gleichblieb, war Franziska, aber wohlverstanden, nur in ihrer Ungleichheit und Launenhaftigkeit blieb sie sich gleich. Baron Albert machte eine gute Schule durch, er konnte bei Zeiten zeigen, inwieweit er zum gehorsamen Ehemann taugte. Denn die Art und Weise, wie Franziska ihre Launen an ihm ausließ, hatte fast etwas Grausames und erregte sogar zuweilen Eduard's Mitleid. Der Baron indessen verlor seine Fassung keinen Augenblick, er blieb höflich und gemessen und wich mit großer Geschicklichkeit jeder leidenschaftlichern Erörterung aus, auf welche Franziska es abgesehen zu haben schien. Auch der Graf erblickte in dem eigenthümlich gereizten und launenhaften Ton, welchen Franziska gegen den Baron beobachtete, nur die gewöhnlichen kleinen Neckereien, wie sie zwischen Liebesleuten üblich sind, oder stellte sich doch wenigstens so. Jedenfalls nahm er keine Notiz davon; überhaupt schien er von der Verstimmung, die ihn einige Zeit niedergedrückt, sich wieder erholt zu haben und ging namentlich mit großem Interesse auf die ökonomischen Plane und Entwürfe ein, welche Baron Albert ihm in Vorschlag gebracht hatte.

Natürlich wurde durch dies alles die Laune der jungen

Gräfin nicht verbessert, und so nahm sie es denn auch sehr übel auf, als Elise eines Tags nach vielen Vorreden und Einleitungen mit der Bitte hervortrat, sie doch auch einmal zu der kranken Nanni zu begleiten. Franziska war längst nicht mehr das harmlose gutmüthige Kind, das auf dem Schos des kranken Hubert gespielt und ihm halb verwundert, halb ängstlich mit den kleinen rosigen Kinderhänden die langen grauen Locken gestrählt hatte; im Gegentheil, seit sie herangewachsen war und sich zu der glänzenden Erscheinung entwickelt hatte, welche man jetzt allgemein an ihr bewunderte, empfand sie sogar eine gewisse instinctmäßige Abneigung gegen alles Trübe, Dunkle, Unheimliche und also auch gegen Krankheit, Elend und Noth aller Art — eine Abneigung, die ihr mitunter sogar einen Schein von Härte und unweiblichem Hochmuth gab. Eduard suchte sie vor sich selbst damit zu entschuldigen, daß eine so glänzende, so strahlende Erscheinung wie Franziska eben nur für die Sonnenseite des Lebens geboren sei. Allein er fühlte auch recht wohl, daß die Entschuldigung nicht ganz stichhaltig und daß hier in der That ein Mangel in dieser sonst so liebenswürdigen und reich begabten Natur.

Man wird danach begreifen, daß die junge Gräfin nur wenig Neigung verspürte, der Bitte des kranken Harfenmädchens Folge zu leisten, ja es fehlte nicht viel, so hätte sie Elisen fast ernstlich gezürnt und es als eine Taktlosigkeit betrachtet, daß sie sich in dieser Angelegenheit überhaupt zur Vermittlerin hergegeben. Sie habe, meinte sie, mit dem Harfenmädchen nicht das Mindeste zu schaffen; ob sie sich vielleicht zum zweiten mal einem

so unwürdigen Auftritt aussetzen solle wie damals im Garten? Handele es sich aber um Geld oder sonstige Unterstützung, so möge Elise nur immerhin in ihrem Namen schalten und walten wie sie wolle.

„Aber sie wird dich", warf Elise ein, „um Fürsprache bei deinem Vater, dem Herrn Grafen, für den armen Menschen, den Heinrich, bitten wollen."

Und Eduard, der dem Gespräche zufällig beiwohnte, setzte mit Nachdruck hinzu:

„Es ist eine Kranke, die Sie bittet, meine Gnädigste, und vielleicht sogar eine Sterbende . . ."

Franziska brach die Unterhaltung ab, ohne eine bestimmte Antwort zu geben. Zwei Stunden später aber — solche plötzlich wechselnde Entschlüsse lagen ganz in der Art der jungen Dame — begab sie sich, nur von einem Diener gefolgt, in die Hütte der schwarzen Nanni.

Auf dem Wege dahin drängte die Bevölkerung des Dorfs — es war inzwischen Feierabend geworden — sich in allerhand tumultuarischen Gruppen durcheinander; es war eben ein Geist der Unruhe unter die Menschen gefahren, der sich auf die mannichfachste Weise äußerte. Auch die Gräfin blieb nicht unbemerkt; man gab Acht, wohin sie ihre Schritte lenkte, und statt die Herablassung und Menschenfreundlichkeit anzuerkennen, von der Franziska soeben, zum Theil gegen ihre eigene Natur, eine so glänzende Probe ablegte, rief man ihr allerhand böse Worte und schnöde Bemerkungen nach, die indeß zum Glück ungehört und unverstanden an dem Ohr der nichts ahnenden Gräfin verhallten.

Vor der Hütte angelangt, hieß sie den Diener draußen

warten und trat ein, nicht ohne einen leisen Schauder vor der düstern unheimlichen Umgebung, welche sie empfing. Die Kranke hatte eben einen jener heftigen Fieberanfälle überstanden, welche das Mark ihres Lebens verzehrten und in denen die wirrsten und abenteuerlichsten Phantasien, wie Schatten vor der Sonne, an ihrem Geiste vorüberzogen. Jetzt fuhr sie in die Höhe; sie erkannte die Gräfin sogleich und hieß die alte Nachbarin, welche ihr zur Wartung bestellt war, hinausgehen. Die letztere rückte dem vornehmen Besuch murrend und knurrend einen Schemel zurecht und entfernte sich dann mit schlurfenden Schritten.

Die junge Gräfin hatte Mühe, sich an die halbe Dämmerung und die schwere dicke Luft zu gewöhnen, welche das Gemach erfüllte; erst allmählich vermochte sie die Züge der Kranken zu unterscheiden und sie erschrak vor der Verwüstung, welche die wenigen Wochen, die seit jenem Abend im Garten vergangen, darin angerichtet. „Du bist recht krank, armes Kind", sagte sie von unwillkürlichem Mitleid ergriffen.

Nanni versuchte sich im Bette aufzurichten, allein die Kräfte versagten ihr, und in die ärmlichen Kissen zurücksinkend, erwiderte sie mit leisem Lächeln:

„Ja wohl, gnädigste Gräfin, recht krank; der Arzt will mich trösten und meint, wenn nur erst das Fieber zum Stillstand gebracht wäre, ich aber fühle, daß es zu Ende geht, und darum habe ich Sie zu mir bitten lassen. Es ist außerordentlich gütig von Ihnen, gnädigste Gräfin, daß sie meine Bitte erhört haben, und wenn ich noch ein ganzes langes Leben voll Kraft und Gesundheit vor mir

hätte, so würde dasselbe nicht hinreichen, Ihnen meinen Dank abzustatten. Aber, wie gesagt, es geht zu Ende und in wenigen Tagen, ja vielleicht in wenigen Stunden schon wird von der schwarzen Nanni, die immer so lustig war und soviel muthwillige Streiche angerichtet, nichts übrig sein als eine kalte Leiche. Für diese Zeit, die so nahe ist, habe ich eine Bitte an Sie, gnädigste Gräfin —"

„Du mußt nicht so sprechen", fiel Franziska ihr ins Wort, „solange der Mensch lebt, ist Hoffnung, du bist noch jung und wirst dich wieder erholen. Wenn du aber eine Bitte hast, so sprich sie aus, und steht es in meiner Macht, sie zu erfüllen, so verlaß dich darauf, daß ich es thue."

Während die Gräfin sprach, hielt das Harfenmädchen die ehedem so feurigen und nun so matten glanzlosen Augen fest auf sie gerichtet; es schien, als wollte sie sich das Bild der jungen Dame noch einmal tief in die Seele prägen, bevor sie für immer hinabstiege in das dunkle Reich der Schatten.

„Ach", sagte sie dann mit demselben milden Lächeln, mit welchem sie die Gräfin empfangen, „was Sie schön sind, gnädige Gräfin, und welch eine Lust es ist, Ihnen zuzuhören. Ich soll auch einmal schön gewesen sein, wenigstens sagten es die Leute so, aber jetzt bin ich krank und häßlich und werde bald noch viel häßlicher sein. Schütze Gott Ihre Schönheit, gnädige Gräfin, und möge es Ihnen recht wohl gehen, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl. Denn nicht wahr, Sie halten doch nun wol bald Hochzeit mit dem Herrn Baron? . . ."

„Sprich von deinen Angelegenheiten", entgegnete Fran-

ziska mit einem leisen Anflug von Ungeduld, „das viele Reden schadet dir und auch meine Zeit ist gemessen. Was wünschest du von mir? und womit kann ich dir helfen? Ich denke mir, es wird wegen des Heinrich sein. Freilich, er hat sich schwer vergangen, und ich sehe nicht, wie die Sache noch beigelegt werden soll; auch ist es meine Art nicht, mich in die Angelegenheiten des Grafen, meines Vaters, zu mischen."

Nanni's Gedanken schienen weit in der Irre umhergeschwärmt zu haben; erst da die Gräfin schwieg, kam sie wieder zu sich.

„Ja wohl, das war es", sagte sie mit einem verhaltenen Seufzer, „wegen des Heinrich. Er ist gut, der Heinrich, glauben Sie mir, gnädigste Gräfin, und wenn er jetzt auch ein böser Mensch zu werden denkt und dem Herrn Grafen das Wild aus dem Forste wegschießt, so weiß ich doch, daß niemals ein braveres und treueres Herz geschlagen hat als seines."

„Sie müssen nämlich wissen, gnädiges Fräulein", fuhr sie nach einer kleinen Pause mit eigenthümlichem Ausdruck fort, „es war mein Liebhaber, der Heinrich — das heißt, er liebte mich, ich nicht ihn — o ich wollte, ich hätte es gethan", rief sie in plötzlich ausbrechendem Schmerze, „und wenn ich Hunger und Elend mit ihm ertragen hätte, mir wäre besser gewesen als jetzt, glauben Sie mir! Aber da ich zuerst merkte, wie er mich liebte, da war es zu spät . . ."

Wieder sank sie erschöpft auf ihr Lager zurück. Franziska, welcher der Aufenthalt in der Hütte unheimlich zu werden anfing, erhob sich und sagte:

„Schlage dir diese Gedanken aus dem Kopfe, Kind, sie taugen nicht für deine jetzige Lage. Was aber den Heinrich anbetrifft, so wird es vor allem darauf ankommen, daß er den ernstlichen Willen zeigt, sich zu bessern; ich will gelegentlich mit dem Baron davon sprechen —"

„Ja wohl, der Baron", rief Nanni, indem ihre Augen plötzlich von einem wilden Feuer erglänzten; das Fieber kehrte offenbar mit erneuerter Heftigkeit zurück und schüttelte die Glieder der Aermsten, daß sie auf ihrem Lager hoch in die Höhe flog. „Der Baron wird helfen, er muß helfen, er ist es dem armen Heinrich schuldig — Heinrich und mir selbst! Sagen Sie dem Herrn Baron nur, daß Sie die schwarze Nanni gesprochen, daß Sie an ihrem Sterbebett gestanden und ihren letzten Seufzer vernommen haben — o", setzte sie mit verschämtem Kichern hinzu, indem das Fieber immer gewaltiger zu toben anfing und die Gedanken des unglücklichen Mädchens sich immermehr zu verwirren anfingen — „der Baron und die schwarze Nanni, die kannten sich sehr gut, es gab eine Zeit, da waren sie Liebesleute und küßten sich, abends im Dunkeln und früh, wenn die Morgendämmerung über den Bäumen hing — ach", fuhr sie fort, sich immer tiefer in wilde Phantasien verlierend, „du mußt fein artig sein, Schatz, und nicht so wild küssen — —"

Und dann wieder sich mühsam zusammenraffend:

„Ich spreche gewiß recht thörichtes Zeug, gnädigste Gräfin", sagte sie, „und Sie müssen nicht darauf hören. Der Heinrich ist ein braver Junge und hätte mich gewiß zur glücklichen Frau gemacht, aber" — und hier gewann das Fieber wiederum die Oberhand, — „Sie müssen das

doch selbst einsehen, schöne Dame, das ging ja doch nun nicht mehr, seitdem der Baron mich auf den Schos genommen und mich seine kleine schwarze wilde Katze genannt und mir die Locken aus der Stirn geküßt hatte. Wie alt war ich damals? Ich weiß es nicht, die schwarze Nanni ist ja längst todt und begraben, aber mir ist, als wäre sie noch ein ganz, ganz junges Mädchen gewesen, sie lernte eben ihre ersten Lieder singen und ihr Einsegnungssträußchen lag noch halbvertrocknet in der Lade — das ist jetzt vorbei", setzte sie mit ausbrechenden Thränen hinzu, sie weinte wie ein Kind und schien sich nicht beruhigen zu können, „ich hatte den Muth nicht, es Heinrich zu sagen — o, er wird es wol gewußt haben, alle Leute wußten es ja, daß die schwarze Nanni ein böses Mädchen, und zeigten mit Fingern auf sie. Und der Baron sagte es mir auch; er sagte, daß arme Mädchen wie wir nur dazu da wären, geküßt zu werden, und lachte mich aus, da ich zu weinen anfing. Jetzt heirathet der Baron eine schöne stolze Dame — segne Euch Gott, schöne Dame — die schwarze Nanni aber wird eingescharrt und kein Kreuz kommt auf ihren Hügel . . ."

Franziska stand sprachlos, die irren Reden des fiebernden Mädchens erregten ihr das tiefste Entsetzen, sie wollte fort, wollte nach Hülfe rufen — aber unwillkürlich wurzelte ihr Fuß im Boden und langsam, bis auf den letzten Tropfen mußte sie das Gift schlürfen, das die Sterbende ihr unwissend einträpfelte. Was war hier Wahrheit? Und was bloße Ausgeburt der Krankheit? Franziska grauste, es war ihr, als wolle sie mit frevler Hand das Antlitz einer Todten aufdecken, dennoch aber konnte sie der

Versuchung nicht widerstehen. Sie beugte sich leicht zu der Kranken hernieder, streichelte mit sanfter Hand ihr verwildertes Haar und sagte mit begütigender Stimme:

„Du hast ihn wol sehr geliebt, den Baron Albert? Und bist nun wol recht unglücklich, daß er dich verlassen?“

Nanni sah sie einige Augenblicke mit halbgesenkten Lidern an, sie mußte sich offenbar erst besinnen, was die Worte, die an ihr Ohr schlugen, bedeuteten. Dann sagte sie in ganz ruhigem, halb singendem Tone, so etwa wie ein Kind, das seinen eigenen kleinen Schmerz in Schlummer zu wiegen bemüht ist:

„Ach nein“, sagte sie, „geliebt habe ich ihn nicht — ich wußte ja damals noch gar nicht, was Liebe sei; er war solch ein schöner, junger, vornehmer Herr, er wollte mich küssen und ich duldete seinen Kuß. Und böse bin ich ihm auch nicht, daß er mich verlassen; er hat mich auch gar nicht verlassen, ich selbst bin fortgegangen, da ich hörte, daß er eine schöne reiche prächtige Dame heirathete. Der Baron ist gut, er wollte mir schöne Kleider schenken und Geld und Kostbarkeiten — aber was soll die schwarze Nanni mit schönen Kleidern und Kostbarkeiten? Sie sang in den Schenken, und wenn die plumpen Bauern grobe Späße machten, da stellte sie sich lustig und erwiderte sie. Aber innerlich brach ihr das Herz — und nun ist sie todt, ganz todt, und ich kann mich nicht zufrieden geben und muß weinen um die schwarze Nanni und den armen, armen Heinrich, der sie so lieb hatte und den sie doch nicht heirathen durfte . . .“

Nein, dies waren keine Fieberphantasien, dies war Wahrheit, entsetzensvolle Wahrheit! Die junge Gräfin, bleich wie ein Marmorbild, beugte sich forschend über sie und horchte auf die leisen Athemzüge, die ihre Brust mühsam emporhoben; die Kranke lag jetzt ganz still, mit geschlossenen Augen, die Hände über der Brust gefaltet, und nur die Lippen bewegten sich unmerklich, als ob sie leise, unhörbare Worte in sich hineinspräche.

Ein heftiger Schauder schüttelte die Glieder der Gräfin; sie trat von dem Lager, sah sich scheu um, ob auch irgendein Zeuge in der Nähe, und verließ dann mit unsichern Schritten das Gemach.

Und ja, es war ein Zeuge dagewesen. Wie die Thür ins Schloß fiel, erhob sich aus dem finstersten Winkel der Hütte, wo er solange versteckt gewesen war, ein ernster, bleicher Mann; der Bart war struppig, die Kleider hingen in Fetzen. Es war Heinrich, der, ohne daß Nanni selbst davon gewußt, während des ganzen Gesprächs in der Hütte gewesen und alles mit angehört hatte.

„Also der Baron“, sagte er dumpf, mit halblauter Stimme, indem ein furchtbarer Ausdruck von Haß und Wuth über seine entstellten Züge ging. Dann schlich er auf leisen Zehen dicht an das Lager; sorgsam, mit angehaltenem Athem, um die Schlummernde nicht zu stören, neigte er sich über sie und legte die starke gebräunte Hand auf die bleiche Stirn ...

Aber die Stirn war kalt, der Athem stockte. In furchtbarer Angst stürzte Heinrich nach der Thür, das

letzte dämmernde Tageslicht hereinzulassen, die Wartefrau, begleitet von Nachbarn und Nachbarinnen, trat herein, alle drängten sich um das Lager —

Aber es war so wie Heinrich geahnt hatte: das Herz stand still und die schwarze Nanni war eine Leiche.

Achtes Kapitel.

Vater und Tochter.

Unmittelbar nach ihrer Rückkunft von dem Sterbebette der schwarzen Nanni hatte Franziska eine lange und geheimnißvolle Unterredung mit dem Grafen, ihrem Vater. So kühl sie sich jederzeit gegen den ihr bestimmten Verlobten benommen und so wenig sie seine Bewerbungen ermuntert hatte, so hatte sie sich bisher doch niemals mit bestimmten ausdrücklichen Worten gegen die beabsichtigte Vermählung ausgesprochen, wenigstens nicht gegen ihren Vater. Jetzt that sie es; mit der ganzen Herbigkeit ihrer Natur und der ganzen wilden Leidenschaftlichkeit, welche dem Blute der Oberndorfe gleichsam angeboren, erklärte sie dem Grafen, daß sie in allen Stücken seine gehorsame und ergebene Tochter, aber niemals werde sie dem Baron ihre Hand reichen.

Der Graf hörte sie mit scheinbarer großer Ruhe an; als sie endlich erschöpft still schwieg, erwiderte er:

„Der Plan, dich mit Baron Albert zu vermählen, stammt nicht von heute und nicht von gestern, er ist auch

nicht ein bloßer Einfall von mir oder gar eine väterliche Grille, sondern er ist seit Jahren erwogen worden und hat — nicht ohne Mühe, das glaube mir — die Zustimmung unsers Hauses und der sämmtlichen zahlreichen Lehnsvettern erhalten. Albert selbst ist ebenfalls seit Jahren damit bekannt, fast darf ich sagen, ihr seid beide füreinander erzogen worden und habt wahrlich Zeit genug gehabt, euch mit dem Gedanken vertraut zu machen. Ich weiß, daß ich für hart und streng und eigenwillig gelte, aber bei alledem fällt es mir nicht leicht, den Romanvater zu spielen, der seine Tochter — und noch dazu seine einzige Tochter, ja sein einziges Kind — zu einer Ehe zwingt, in der sie nicht glücklich zu werden hofft. Hättest du damals, mein Kind, da du zuerst von diesem Plane vernahmst, ja da Baron Albert sich dir zuerst näherte, mit den Ansprüchen und in der anerkannten Stellung deines Verlobten, deiner Abneigung Worte gegeben, ich würde dir mein Ohr gewiß nicht verschlossen haben ..."

„Allein da war ich ja noch halb ein Kind", warf Franziska dazwischen, „ich wußte und ahnte ja nicht, was es zu bedeuten hat, einem Manne angehören auf ewig ..."

„Das weißt du auch jetzt noch nicht", erwiderte der Graf ruhig, „aber du wirst es lernen und Baron Albert, als ein gebildeter und wohlgezogener Mann, wird es dir erleichtern. Wer die Ehre hat, einem Geschlechte anzugehören, gleich dem unsern, gleichviel ob Mann oder Frau, der muß auch die Pflichten begreifen, welche diese Stellung ihm auferlegt, und muß auf Befriedigung des Herzens und eheliches Glück im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne verzichten. Es geschah auch nicht aus Liebe, daß

ich mich deiner seligen Mutter vermählte, sondern weil mein Vater es mir befahl, und doch bin ich an ihrer Seite so glücklich gewesen und so zufrieden, daß ich noch jetzt, nach so vielen Jahren, nicht ohne Sehnsucht an sie zurückdenke. Und jetzt sind die Verhältnisse noch weit schwieriger als damals und fordern noch ein viel größeres Bewußtsein unserer Pflichten von uns. Sieh dich um, meine Tochter, wie es in der Welt aussieht und welche Gewitter sich zusammenziehen. Ich weiß, daß du in diesem Punkte anders denkst als ich, ein alter Mann gleich mir findet an den modernen Büchern, die dich so sehr entzücken, kein Gefallen mehr; darin aber, glaube ich, denken wir gleich, und das wird auch dir trotz deiner Jugend nicht entgehen, daß uns eine schwere Zeit bevorsteht, eine Zeit, in der es für alle Besonnenen und Wohlmeinenden doppelte Pflicht ist, zusammenzustehen und festzuhalten an dem, was wir haben."

„Die Welt", fuhr der Graf fort, „hält mich für sehr stolz auf meinen Rang und meinen Reichthum. Gleichwol ist Gott, den ich in vielen kummervollen Nächten angerufen habe, mein Zeuge, daß dies die schwerste Stunde meines Lebens war, da ich genöthigt wurde, das Majorat zu übernehmen, das von Gott und Rechts wegen meinem unglücklichen Bruder Hubert gehört hätte. Auch habe ich mich stets nur als seinen Verwalter betrachtet. Wären diese Güter wirklich mein, wahrlich mein Kind, ich weiß, mit wie viel Schweiß und Blut sie zusammengebracht sind und wie viel Thränen der Armuth und der gekränkten Unschuld daran haften. Noth wirst du niemals leiden, dafür habe ich Sorge getragen, und so sollte es mir, was mich angeht,

sehr gleichgültig sein, wem nach meinem Tode das Majorat zufällt, da der Himmel mir ja doch einmal einen Sohn und Erben versagt hat, und ob das Besitzthum der Oberndorfe beisammenbleibt oder auseinander bröckelt. Allein mir selbst und meinem unglücklichen Bruder habe ich gelobt, es zusammenzuhalten und zu vermehren als ein getreuer Haushalter, solange dein Oheim lebt und solange wir also auch noch hoffen dürfen, daß die Gnade des Himmels seine verdunkelten Sinne wieder erhellt."

„Aber das wird niemals geschehen, die Aerzte haben jede Hoffnung aufgegeben", rief Franziska, ein wenig ungeduldig über diese lange Auseinandersetzung.

„Weißt du das so gewiß?" erwiderte der Graf mit starker Stimme, indem ein grollender Blick, ein Blick von jenen, mit denen er damals den schönen Heinrich fast zu Boden geschmettert, die Stirn seiner Tochter streifte. Doch faßte er sich sogleich wieder und fuhr fort:

„Es war wahrlich kein kleines Stück Arbeit, die abweichenden Ansichten und Forderungen der Lehnsvettern unter Einen Hut zu bringen; in einer so ausgedehnten Familie gibt es immer viele sich kreuzende Interessen, und es ist nur ganz in der Ordnung, daß jeder sich selbst der Nächste zu sein glaubt. Es ist mir gelungen, eine Einigung zu Stande zu bringen, welche den Bestand unsers Hauses wenigstens auf das nächste Geschlecht hinaus sichert, und diese Einigung war der Stolz meines Lebens. Aber das Fundament von allem, gleichsam der Schlußstein des ganzen künstlichen Gebäudes, ist deine Vermählung mit Vetter Albert; wird hieran gerüttelt, ja wird sie rückgängig gemacht, so fällt das ganze

Gewölbe in Trümmer und die Familienstreitigkeiten, die Processe und die Intriguen gehen von neuem an. Ist das deine Absicht, meine Tochter? Willst du den Namen der Oberndorfe, der bisher rein und glänzend dastand mitten unter dem Haß und Neid der Welt, zum Gespött der Menschen machen? Sollen sie sagen, daß ich nur ein Kind gehabt, daß ich diesem Kinde jede Liebe und Nachsicht gewährt, deren mein Herz fähig, und daß dieses Kind sich dennoch geweigert, den sehnlichsten Wunsch meines Lebens zu erfüllen?"

„Aber ich kann den Baron nicht leiden", rief das geängstigte Mädchen, „ich kann ihn nicht achten, der Baron ist schlecht, Vater —"

Der Graf schüttelte mit trübem Lächeln den Kopf. „Ich kenne den Baron", sagte er, „und habe ihn lange und sorgfältig beobachtet. Albert ist, wie unsere jungen Cavaliere sind, nicht besser, aber auch gewiß nicht schlechter; er ist vielleicht etwas eitel, etwas leichtsinnig, er hat, denke ich mir, in der Stille einige Schulden gemacht, er wird etwas gespielt, etwas getrunken und hier und da einem hübschen Mädchen die Cour gemacht haben — ich kenne das ja, wie das in den Garnisonen zugeht und wie unsere jungen Offiziere leben, es ist nichts für Mädchenohren, aber hernach als Frauen lächelt ihr selbst darüber —"

„Und das sagst du mir", rief Franziska in äußerster Erregung, „mir, der Verlobten Albert's, sagst du das, und verlangst doch, ich soll diesem leichtfertigen und gewissenlosen Mann die Hand reichen?! Ja, sieh mich nur an, leichtfertig und gewissenlos, ich nehme das Wort nicht zurück..."

Das junge Mädchen rang heftig mit sich selbst, ob sie ihrem Vater das traurige Geheimniß, in dessen Besitz sie soeben am Sterbebette der schwarzen Nanni gelangt war, entdecken sollte oder nicht. Aber mädchenhafte Scheu, verbunden mit der grausenhaften Erinnerung an die Sterbende, hielt sie zurück; sie verstummte und blickte in sprachloser Verwirrung zu Boden.

„Du nimmst das Wort nicht zurück", entgegnete der Graf, „weil du sein Gewicht nicht kennst; über die Ehre von Männern haben Männer zu urtheilen, nicht Frauen. Geh jetzt und ende einen Auftritt, der meinem Herzen wehe thut und dennoch zu keinem Ziele führt. Die Sache ist zu ernst, als daß Gerüchte und Klatschereien, die dir vielleicht zu Ohren gekommen und von denen auch der Beste nicht verschont bleibt, dabei entscheiden könnten; mein Wille steht fest, Baron Albert wird dein Gemahl, und ich weiß, daß er dir ein liebevoller und ehrerbietiger Gemahl sein wird, gleichviel was für Jugendthorheiten er einmal begangen."

Nach dieser so ganz bestimmten Entscheidung mußte Franziska sich denn wol freilich sagen, daß jeder weitere Widerspruch für den Augenblick vergeblich, selbst wenn sie den Schleier von der schrecklichen Stunde fortziehen wollte, welche sie soeben durchlebt. Auch war der einzige Mund, der Zeugniß für sie ablegen konnte, ja stumm und todt für immer; die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden der schwarzen Nanni hatte sich bereits im Dorf verbreitet und war auch in das Schloß gelangt, gerade in dem Augenblick, da die junge Gräfin sich zu ihrem Vater begab. Sie verließ ihn also mit einer stummen Verbeugung, und

auch gegen Elisen beobachtete sie sowol über das Gespräch mit der schwarzen Nanni wie über die Unterredung mit dem Grafen das tiefste Schweigen. Am nächsten Morgen aber, nachdem sie eine schlaflose Nacht zugebracht, ließ sie Eduard zu sich laden.

Neuntes Kapitel.

Mine und Gegenmine.

Als Eduard die Einladung der Gräfin erhielt, befand er sich eben in einer Unterredung, die kaum minder peinlich und aufregend war als diejenige, welche Franziska am Abend zuvor mit dem Grafen geführt. Freund Wendelmeier, der, wie wir uns erinnern, den größten Theil seines Tages draußen zubrachte und Bauern und Tagelöhner aushorchte, hatte sich wieder einmal zu einem vertrauten Zwiegespräch bei ihm eingestellt. Diese Vertraulichkeiten waren Eduard nachgerade sehr lästig, doch wußte er ihnen nicht zu entgehen, besonders da er ja noch immer von der Discretion des ehemaligen Gastwirths abhängig war und jeden Augenblick durch ihn oder Hannchen aufs schmählichste compromittirt werden konnte. Er machte daher auch diesmal gute Miene zum bösen Spiel und lud Wendelmeier, der nach seiner wichtigthuerischen Weise erst sorgfältig auf dem Corridor umherlauschte und die Thür vorsichtig verriegelte, mit stummer Handbewegung neben sich.

„Ihr scheint“, sagte Wendelmeier, indem er das verdrießliche Gesicht des Freundes halb mistrauisch, halb spöttisch betrachtete, „noch immer nicht viel verständiger geworden seit neulich, Freundchen. Und doch haben wir Euch gezeigt, ich und das Hannchen, dächte ich, daß wir Euere Freunde sind und es gut mit Euch meinen. Wir sind stumm gewesen wie das Grab, und doch könnte ein Wort von uns Euere ganze hiesige Herrlichkeit in die Lüfte sprengen. Der Prediger liegt dem Hannchen in den Ohren, und auch wegen Euerer hat er mit allerhand verfänglichen Redensarten auf den Busch geklopft; weiß der Himmel, wo diese geistlichen Spürhunde auch immer gleich die Witterung herhaben. Aber o Himmel, meine Erziehung! Das Hannchen ist baumstill gewesen und nicht auf hundert Meilen läßt sie merken, weder gegen den Prediger noch gegen irgend sonst jemand im Schlosse, daß sie Euch jemals früher gesehen hat. Und Ihr machtet ihr doch“, setzte er mit schalkhaftem Lächeln hinzu, „ehemals gar sehr den Hof, und es ist wirklich viel von dem Mädchen, daß sie Euch Euere Untreue so gar nicht nachträgt, Ihr untheologischer Schmetterling Ihr . . .“

Herr Wendelmeier lachte behaglich, indem er den goldenen Ohrreif immer schneller zwischen den Fingern drehte; er mochte wol an die Zeit denken, wo er noch fürchtete, Eduard habe Absichten auf sein Hannchen, und mochte sich freuen, daß diese Zeiten vorüber.

„Aber ein Dienst“, fuhr er fort, „ist des andern werth, und wenn wir Euch in die Karte spielen, Freundchen, so dürft Ihr uns auch nicht im Stiche lassen. Ich sagte Euch schon, daß ich keineswegs blos um das bischen

Gütertrödel hierher gekommen bin, sondern daß es ernste und wichtige Dinge sind, um die es sich handelt; es ist selten genug, daß einem das Glück sozusagen auf der Straße vor den Füßen liegt, und der wäre ein Thor und hätte nicht den mindesten Anspruch darauf, für einen Mann von Welt zu gelten, der sich nicht danach bücken und es aufheben wollte. Nun trugt Ihr zwar neulich die Nase gewaltig hoch und stelltet Euch, als ob ich Euch wenigstens zu Meineid und Brandstiftung verleiten wollte, und doch ist es nur ein ganz kleiner, ganz unbedeutender Dienst, den ich in diesem Augenblick von Euch verlange; Ihr sollt mir nur eine Frage beantworten, eine ganz unschuldige, unverfängliche Frage ..."

„Und sie lautet?" erwiderte Eduard.

Herr Wendelmeier saß einige Augenblicke in tiefen Gedanken; dann fuhr er fort:

„Schon neulich fragte ich Euch nach dem schönen Heinrich und woher er stammt und wie das so eigentlich mit ihm zusammenhängt. Ihr aber wart hartnäckig und wolltet oder konntet mir nichts sagen, obwol Ihr doch, wie ich seitdem in Erfahrung gebracht, der ganz besondere Gönner und Patron des verwegenen Burschen gewesen seid. Nein, unterbrecht mich nicht, ich will annehmen, Ihr habt wirklich nichts gewußt — aber so sagt mir jetzt das eine: wo, meint Ihr wol, steckt der Heinrich? Und wie wäre es wol möglich, daß ich den Wetterburschen zu sprechen bekäme?"

Eduard lächelte. „Wollt Ihr etwa", sagte er, „den Pater aus Schiller's «Räubern» spielen, der den Karl Moor zu bekehren geht? Denn wie ich leider höre, ist der

Heinrich ja in der That auf dem besten Wege, so ein Stück Rinaldo zu werden; schade nur, daß hier keine böhmischen Wälder sind, und so werden die Grenzwächter, fürchte ich, den armen Schelm bald festgemacht haben."

Aber Wendelmeier schüttelte verdrießlich den Kopf. „Laßt jetzt", sagte er, „Euere verwünschten poetischen Anspielungen, mit denen lockt man doch keinen Hund vom Ofen. Ich aber bin hier im Begriff einen Fischzug zu thun, der kann mich satt und froh machen auf Lebenszeit, und wenn Ihr vernünftig seid und helft mir die Beute ins Garn treiben, so sollt Ihr ebenfalls Euern Theil davon haben. Setzt einmal den Fall — das heißt blos beispielsweise, ich will auch einmal poetisch sein und einen Roman oder so was dergleichen erfinden — also setzt den Fall, Graf Erdmann mit all seinem adelichen Wesen und all seiner gepriesenen Redlichkeit wäre doch nicht der rechtmäßige Besitzer des Majorats; setzt den Fall, Graf Hubert wäre durch eine nichtswürdige Intrigue nicht blos um sein Erbe, sondern auch um sein bischen Verstand gebracht, irgendwo in der Welt versteckt aber lebte ein Wesen, das blos aus seiner Dunkelheit hervorzutreten brauchte, um den Namen der Oberndorfe mit Schimpf und Schande zu bedecken über die halbe Welt. Was meint Ihr wol — ich will gar nicht zu viel behaupten und sage daher auch nicht, daß das geheimnißvolle Wesen, von dem ich rede, wirklich im Stande sei, den jetzigen Grafen Oberndorf aus seinem Besitz zu verdrängen, ich setze nur den Fall, es existirt so etwa ein Nebensprößling, ein Kind der Liebe, das sich blos so unversehens in den gräflichen Stammbaum eingeschmuggelt

hat — was meint Ihr, Freundchen, und wenn das Ganze nichts weiter wäre als ein riesiger Proceß, so einer von denen, über die zehn Generationen hinsterben können, den man dem Grafen an den Hals werfen könnte — was würde er wol thun und wie tief würde er in den Beutel greifen müssen, um sich diesen Proceß und die Schmach zu ersparen, die unvermeidlich damit verbunden wäre?"

Eduard maß den Sprechenden mit erstaunten Blicken; wie kam ein Geheimniß, das der Graf gewiß keinem zweiten vertraut hatte, in den Besitz dieses Mannes? — „Aber das Wesen, von dem Ihr sprecht, ist ja todt", rief er unwillkürlich, indem er an die schwarze Nanni und ihr trauriges Ende dachte.

„Was? der schöne Heinrich todt?" rief Herr Wendelmeier, indem er vor Bestürzung in die Höhe sprang und dann sich mit der flachen Hand gegen die Stirn schlagend: „Da, so geht es einem nun, so kann auch der Beste sich einmal vergalopiren! Da ist mein Geheimniß nun heraus, das seine Tausende unter Brüdern werth, und das einzige, was mich dabei trösten kann, ist dies, daß Ihr Eduard Walldorf heißt, Freundchen, und nicht Anton Feldner, verstanden?"

„Nein", rief Eduard, „redet offen, ich weiß von diesem Geheimniß vielleicht mehr und kann Euch durch meine Rathschläge nützlicher werden als Ihr denkt —"

„Gut", sagte Wendelmeier, nachdem er seinen jungen Freund einige Secunden fest ins Auge gefaßt, „ich werde reden; Ihr heißt Eduard Walldorf, Ihr seid ein weggejagter Candidat, ein ausgewiesener revolutionärer Schriftsteller, der sich unter fremdem Namen in ein hochgräfliches

Haus eingeschlichen und das Vertrauen der Herrschaft aufs gröbste gemisbraucht hat; ich werde reden — denn Ihr seid mir sicher. Freilich", fuhr er fort, „ist es schmerzlich für ein feinfühlendes Herz wie das meine, das noch blutet um den Tod einer geliebten Gattin, die Schmach — oder nein, das Wort ist zu hart, bedienen wir uns wieder eines poetischen Ausdrucks und sagen wir die Mysterien einer Familie aufdecken zu sollen, mit der er so nahe verwandt ist und der er lange Zeit so nahe gestanden hat. Sie haben meine selige Emilie nur wenig gekannt, die gute Frau war kränklich und kümmerte sich nicht viel um die Wirthschaft, indessen Sie haben sie doch gekannt. Dagegen von ihrer Schwester Auguste haben Sie wol niemals gehört? Wie sollten Sie auch", setzte er mit leichtem Achselzucken hinzu, wie gleichsam aus Bedauern über Eduard's Unwissenheit, „da die Treffliche ja längst todt ist — ich nenne sie die Treffliche, wiewol ihr Lebenswandel allerdings nicht völlig mit den strengsten Forderungen der Moral übereingestimmt zu haben scheint. Indessen unter uns Leuten von Welt, wissen Sie, kommt dergleichen vor . . ."

Eduard hatte Mühe, sich von seinem Erstaunen zu erholen; das Licht, das auf einmal über ihn hereinbrach, war so stark, daß es ihn blendete. „Auguste?" rief er, „die Geliebte des Grafen Hubert? dieselbe, die sich hier im Schloßteich von Oberndorf ertränkte?!"

Wendelmeier nickte ausdrucksvoll mit dem Kopfe. „Ganz dieselbe", sagte er, „meine Schwägerin, Gott habe sie selig, ich habe sie als Mädchen noch recht wohl gekannt, lange bevor ich meine Emilie heimführte, habe aber

freilich niemals für möglich gehalten, daß sie mir eine solche interessante Erbschaft nachlassen würde, die gute Seele. Denn die Hauptsache, seht Ihr, die habt Ihr doch noch vergessen . . ."

„Das Kind", fiel Eduard ihm ins Wort, „das Kind!"

„Das Kind", wiederholte Herr Wendelmeier in demselben phlegmatisch nachdrucksvollen Tone wie bisher, „ich sehe schon, Freundchen, Ihr habt Euch wirklich recht cultivirt in der Zeit, und wenn Ihr so fortfahrt, so ist es beinahe schade um Euch, daß Ihr nicht Advocat geworden seid, da wäret Ihr jetzt eben mein Mann. Doch hoffe ich, es soll auch ohne Advocaten abgehen. Meine gute selige Frau hat mir von der Geschichte niemals gesprochen, sonst hätte ich dies Kapital wahrhaftig nicht so lange so unbenutzt gelassen; sie schämte sich vielleicht, das edelsinnige Weib, wegen der schlechten Aufführung ihrer Schwester. Aber wenigstens alle Briefschaften und Papiere, die darüber sprechen, hat sie sorgfältig aufgehoben in einem geheimen Fach ihres Schranks, und da sie nun vor einigen Monaten an einem plötzlichen Nervenschlag sanft und ruhig entschlummerte, nun natürlich", sagte Herr Wendelmeier, indem er Eduard ganz vergnügt in die Augen sah, „da brach ich das geheime Fächerchen auf und da war die Geschichte nun fertig."

„Aber das Kind", fragte Eduard nochmals, „was meint Ihr, ist aus dem Kinde geworden, und wo glaubt Ihr eine Spur von ihm entdeckt zu haben?"

„O das ist nicht gut, das misfällt mir", erwiderte Herr Wendelmeier misbilligend, „das ist ein Rückfall in

Euere alte poetische Blindheit. Seid doch sonst so ein heller Junge geworden und laßt Euch noch zweimal sagen, daß das Kind des Grafen Hubert und meiner Schwägerin niemand anders ist als der schöne Heinrich? Bedenkt doch nur und erwägt es rasch: der schöne Heinrich ist als dreijähriger Knabe hier ins Schloß gekommen, kein Mensch hat gewußt und weiß noch bis auf diese Stunde, wer seine Aeltern sind und woher er stammt. Der Graf hat jederzeit ein ganz besonderes Auge auf ihn gehabt, er hat ihn geschulmeistert und malträtirt — nun wahrhaftig, einen bloßen ordinären Bedienten malträtirt ein hochgeborener Graf so nicht, da muß etwas anderes dahinterstecken, meint Ihr, Freundchen?"

„Ich wußte um die Geschichte", sagte Eduard zögernd, „und auch die Existenz des Kindes war mir bekannt. Doch suchte ich seine Spur bisher nach einer andern Seite, und da wir doch einmal so tief in dies unglückliche Kapitel gekommen sind, so will ich es nur frei heraussagen — ich hielt die schwarze Nanni, das arme Harfenmädchen, das gestern gestorben und das der Graf mit so grimmigem Haß verfolgte, für die Tochter des unglücklichen Hubert . . ."

Herr Wendelmeier rieb sich eifrig das Ohrläppchen und sah den Freund sinnend an. „Es war ein Gedanke", erwiderte er, „und ich kann ihn just nicht tadeln, ich war selbst einige Zeit auf dieser Fährte, allein ich habe mich überzeugt, daß sie falsch ist. Fragt alle ältern Leute hier im Dorfe, sie haben die Aeltern der schwarzen Nanni noch gekannt; es waren Hauptspitzbuben, alle beide, und der Apfel, denke ich, wird nicht weit vom Stamme gefallen sein. Nun, sie ist todt und wird be-

graben werden, sie kümmert uns hier nicht weiter. Aber der Heinrich, das bitt' ich mir aus, daß der noch lebt, den brauche ich noch ganz nothwendig, und Ihr, alter Freund, sollt mir helfen, seine schätzenswerthe Bekanntschaft zu machen."

Allein Eduard konnte sich in den Gedanken, der da so plötzlich vor ihm auftauchte, noch immer nicht finden.

„Aber so denkt doch nur um Gottes willen", sagte er, „den Sohn seines Bruders, und wenn es auch zehnmal ein Bastard ist, zum Bedienten machen in seinem eigenen Hause! Das Kind seines Bruders hinter seinem Stuhle stehen und die Teller wechseln lassen bei Tische?! Nein, nein, das ist nicht möglich, dagegen empört sich ja das Blut!"

„Ja", meinte Wendelmeier wohlbehaglich, „es ist der reine — wie heißt das dumme Ding von Trauerspiel doch, das ich einmal in der Hauptstadt sah? Richtig, nun hab' ich's, der reine «Isidor und Olga» ist es, da steckt gar ein Bruder den andern in die Bedientenjacke, weil er ein Bankert ist — o Freundchen, Freundchen, Ihr seid noch viel zu jung, Ihr wißt noch lange nicht, wie es in der Welt zugeht und welcher Dinge der Mensch fähig ist, wenn er einmal angefangen hat, seinen Katechismus zu verlernen. Die Welt ist schlimmer, als Ihr denkt, und Euer Freund Wendelmeier, wie er da neben Euch sitzt, mit seinem dicken Bauche und den Burgunderflecken auf der Nase, ist noch lange nicht der Schlimmste. Darum sollt Ihr aber auch vernünftig sein und sollt mir helfen, daß ich den Heinrich zu Gesicht kriege und meine

Karte aufdecken kann, solange es noch Zeit ist — oder wahrhaftig ich sage Euch, Herr Eduard Walldorf — —"

„Daß Ihr mit Drohungen von mir nichts erzwingt", sagte Eduard kühl, indem er aufstand und den Riegel von der Thür zurückzog, „das solltet Ihr doch wol längst wissen. Thut oder laßt, was Ihr mögt; was aber den Heinrich anbetrifft, so kann jedes Kind hier herum Euch sagen, daß er dem Grafen zum Trotz häufig ins Dorf kommt, erst gestern Abend soll er bei dem Tode der schwarzen Nanni zugegen gewesen sein —"

„Gut", sagte Herr Wendelmeier und strich sich vor dem Spiegel den Backenbart zurecht, „so werde ich ihn zu finden wissen. Ihr aber, Freundchen, haltet reinen Mund, oder Ihr sollt erfahren, was das heißt und welch ein Paragraph des Strafgesetzbuchs darauf steht, fremde Papiere als seine eigenen benutzen und sich unter falschem Namen in vornehme Häuser schleichen . . ."

Damit ging er, Eduard aber, der wenige Minuten später die Aufforderung der Gräfin erhielt, ließ sich bei ihr melden.

Zehntes Kapitel.

Das Versprechen.

Die junge Gräfin befand sich in leidenschaftlicher Erregung; die Kämpfe und Sorgen der durchwachten Nacht lagen ihren schönen Zügen aufgeprägt, die Stirn war bleich, die Wange von leisen Schatten überhaucht, aber nur um so gewaltiger, in Zorn und Eifer, leuchtete das dunkle Auge. Auch trat sie Eduard, gegen ihre sonstige vornehme Gewohnheit, bereits auf der Schwelle entgegen.

„Sie haben", rief sie ihm zu, „mir vor einiger Zeit ein Versprechen gegeben; erinnern Sie sich seiner noch?"

Eduard verneigte sich schweigend; die Wahrheit zu sagen, war ihm jene Unterredung mit Franziska, über die wir früher ausführlich berichtet haben, unter den wechselnden Ereignissen der letzten Tage ziemlich aus dem Gedächtniß geschwunden.

„Das ist mir lieb", fuhr die Gräfin fort, „weil es mir erleichtert, was ich Ihnen heute zu sagen habe und was, ich bekenne es frei, mir nicht ganz leicht über die Lippe will. Aber Sie sind ja mein Freund, Sie wollen

meiner unerfahrenen Jugend helfen und beistehen, und nie war ich dieser Hülfe mehr bedürftig als eben in diesem Augenblick."

Eduard versicherte, daß die Gräfin ganz über ihn zu befehlen haben. Jene machte einen raschen Gang durchs Zimmer, und dann sich in den Lehnstuhl werfend, mit an den Boden gehefteten Augen, fuhr sie fort:

„Da werden Sie sich also auch noch dessen erinnern, was ich Ihnen damals über meine beabsichtigte Vermählung mit Baron Albert sagte, sowie über die Empfindungen, die ich für den mir aufgedrungenen Verlobten hege. Ich habe lange geschwankt und gekämpft mit mir selbst, ich weiß, welche Freude ich meinem Vater machen würde und daß gewissermaßen der ganze Frieden und die ganze Wohlfahrt unsers Hauses davon abhängt — aber es geht nicht, es geht wirklich nicht", setzte sie betheuernd hinzu, indem sie plötzlich die großen stolzen Augen zu Eduard emporschlug und ihn lange wie fragend ansah.

Da Eduard stumm blieb, fuhr sie fort:

„Ich habe noch gestern Abend spät eine Unterredung mit meinem Vater gehabt, ich war vielleicht etwas heftig — Sie wissen vermuthlich noch nicht, ich habe da gestern einen thörichten Streich gemacht, an dem Sie zum Theil selbst mit schuld sind: ich war wirklich noch bei dem sterbenden Harfenmädchen und da — da —"

Franziska sah verlegen vor sich nieder; da Eduard jedoch nicht die mindeste Anstalt machte, ihr durch irgendeine hülfreiche Frage entgegenzukommen, so mußte sie sich schon entschließen, den Faden ihrer Rede wieder aufzunehmen.

„Genug“, sagte sie, „ich habe zwischen gestern und heute Dinge erfahren, die es mir unmöglich machen, Baron Albert meine Hand zu reichen —“

Für Eduard genügte diese Andeutung, wie flüchtig sie auch war und wie wenig sie von dem eigentlichen Sachverhalt verrieth, dennoch vollkommen; wir wissen, daß er schon seit längerm die Livree zu kennen meinte, die damals auf dem Wagen gesessen, in welchem die schwarze Nanni an ihm vorüberrollte, und auch die Gerüchte, die über den Baron und das Harfenmädchen im Dorfe umliefen, waren ihm nicht fremd geblieben. Er verbeugte sich daher und sagte mit leisem Spott:

„Unsere Herren Cavaliere haben ein etwas weites Gewissen, für sie ist manches eine bloße noble Passion, was für uns bürgerliche Creaturen ein schweres Verbrechen oder doch wenigstens eine schwere sittliche Schuld sein würde. Da die gnädige Comtesse aber einmal für diese erlauchten Cirkel geboren sind, so werden Sie wohlthun, es auch mit der Moral derselben nicht allzu genau zu nehmen und an Ihren künftigen Herrn Gemahl nicht allzu rigorose Forderungen zu stellen, wenigstens nicht was die Zeit vor der Ehe anbetrifft.“

Eduard glaubte der jungen Dame damit wirklich einen recht praktischen Rathschlag ertheilt zu haben; auch konnte er der Verlockung nicht widerstehen, dem Baron im Vorübergehen einen kleinen Hieb zu versetzen. Um so unerwarteter war ihm die Leidenschaftlichkeit, mit welcher Franziska seine so wohlgemeinte Aeußerung aufnahm.

„Ah“, rief sie, „das hat mir auch der Vater gesagt, und von ihm kann ich es begreifen, weil es sein Interesse,

das Interesse seines Hauses ist, das aus ihm spricht. Aber daß auch Sie dergleichen wiederholen können — —"

Sie verstummte, indem sie ihn mit strengem, fast zürnendem Blicke maß. Eduard erröthete.

„Ich sprach nicht von mir, gnädigste Gräfin", sagte er nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, „ich wiederholte nur, was ich gehört und was allgemein als die Moral unserer vornehmen jungen Herren gilt. Habe ich Sie damit gekränkt, so bitte ich demüthigst um Verzeihung und ersuche Sie, sich überzeugt zu halten, daß niemand es treuer und ergebener mit Euer Gnaden meinen kann als Ihr gehorsamster Diener."

Die Gräfin betrachtete ihn mit halb wehmüthigem, halb ungläubigem Kopfschütteln. „Nein", sagte sie, „das war der Ton nicht, den ich von Ihnen zu hören hoffte und den ich hören muß, wenn mein Herz Muth bekommen soll. O werther Freund", rief sie mit plötzlich überströmendem Gefühle, indem sie Eduard's Rechte fest in ihre beiden zarten Hände schloß, „entziehen Sie sich mir nicht! Nehmen Sie nicht das Versprechen zurück, das Sie mir neulich gaben und auf das ich in diesem Augenblick so fest vertraue! Lassen Sie alles Ceremoniell, alle Bedenklichkeiten, sehen Sie in mir jetzt nicht die Gräfin und nicht die reiche Erbtochter, sondern nur das verlassene, das bedrängte, das Hülfe suchende Weib . . ."

Eduard war es, als ob aus den feinen schlanken Fingerspitzen der Gräfin elektrische Funken in seine Hand hinüberströmten. Einen Augenblick war es ihm, als müsse er die entzückende Gestalt fest an sich pressen; dann aber schien es ihm, als trete ein anderes liebes Bild warnend und

beruhigend vor seine Seele. Er machte leise seine Hand los, und die Gräfin zu ihrem Stuhle zurückführend, sagte er mit freundlicher, aber fester Stimme:

„Sprechen Sie, gnädigste Comtesse, ich bin ganz Ohr und gelobe Ihnen noch einmal, alles zu thun, was Sie befehlen und was meine Kräfte vermögen."

Die Ruhe des jungen Mannes beruhigte auch Franziska einigermaßen, und in leidlichem Zusammenhange, wiewol noch immer mit leidenschaftlich erregter Stimme, wiederholte sie ihm, wie sie fest entschlossen sei, nicht Baron Albert's Gemahlin zu werden. Da sie jedoch die Strenge ihres Vaters kenne und scheue, so habe sie den Entschluß gefaßt, das Schloß heimlich zu verlassen und sich in die Residenz zu begeben, wo sie bei einer weitläufigen Verwandten, einer würdigen und angesehenen Matrone, deren Namen Eduard öfters in der gräflichen Familie hatte nennen hören, Schutz und Aufnahme zu finden hoffte. Von hier aus wollte sie dem Grafen dann nochmals ihre Abneigung gegen die beabsichtigte Verbindung erklären, und wenn alle Vorstellungen nichts fruchteten, so wollte sie den Zusammentritt eines Familientags herbeizuführen suchen, durch welchen der Vertrag, die Aufrechterhaltung des Majorats betreffend, aufgehoben und ihr ihre so schmerzlich vermißte Freiheit zurückgegeben werden sollte. — An und für sich war dieser Plan ganz verständig und auch Eduard konnte ihn nicht misbilligen; desto weniger war er mit der Rolle einverstanden, welche die junge Gräfin ihm dabei zugedacht hatte und die allerdings für seine Eigenliebe sehr schmeichelhaft war. Indem sie sich nämlich auf das Versprechen berief, das Eduard ihr unlängst

gegeben, verlangte sie von ihm, daß er nicht allein ihre Flucht unterstütze, sondern sie auch selbst dabei begleite.

„Ihr Vertrauen, gnädige Gräfin“, erwiderte Eduard nach einer kleinen Pause, „ist unschätzbar für mich, und nie werde ich die Ehre vergessen, die Sie mir damit erzeigen. Allein gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ein derartiger gewaltsamer Schritt, wie berechtigt er sei und wie edle Motive dazu drängen mögen, doch immerhin in den Augen der Welt etwas sehr Mißliches hat. Was nun aber gar den Antheil betrifft, welchen Sie die Güte haben mir dabei einzuräumen, so fühle ich mich einer so hohen Verpflichtung in der That kaum gewachsen; auch möchte dieselbe sich nicht gut vereinigen lassen mit den Pflichten der Ehrerbietung und der Dankbarkeit, welche ich Ihrem Herrn Vater schuldig bin, der mich so gastfrei bei sich aufgenommen und in dessen Hause ich eine Reihe so schöner und genußvoller Monate verlebt habe —“

„Ah“, fiel Franziska ihm mit langgedehnter Stimme ins Wort, „Sie fürchten meinem Vater? Ja freilich, wenn Sie fürchten . . .“

„Ich fürchte nichts“, rief Eduard erröthend, „als nur Ihren Zorn und die Stimme meines Gewissens, die sich gegen diesen Plan ausspricht! Lassen Sie uns, gnädigste Gräfin“, setzte er begütigend hinzu, „die Sache noch von anderer Seite betrachten; wie wäre es, wenn Sie, statt sich selbst zu Ihrer Frau Tante zu begeben, dieselbe vielmehr aufforderten, hierher zu kommen? Ihres Beistandes wären Sie dann ebenfalls gewiß und doch würde der Zorn des Herrn Grafen nicht in dem Grade gereizt und — wenn Sie mir erlauben wollen, auch dies

hinzuzusetzen — der Eclat würde vermieden. Wenn Sie sich vielleicht einem Briefe nicht anvertrauen wollen, so bin ich mit Vergnügen bereit, selbst zu Ihrer Frau Tante hinüberzureisen und sie von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen . . ."

Ein geringschätziges Lächeln spielte um Franziska's stolze Lippen. „Wirklich", sagte sie, „heut zum ersten mal thut es mir leid, daß Sie nicht als Edelmann geboren sind, Sie hätten müssen Hofmarschall werden, da Sie ja doch so sorgfältig darauf bedacht sind, allen Eclat zu vermeiden. Wenn ein Cavalier, noch dazu der Verlobte einer jungen und unbescholtenen jungen Dame, verbotene" — sie suchte das Wort zu vermeiden, doch half es nichts, es mußte heraus — „verbotene Liebschaften unterhält, so macht das keinen Eclat: aber wenn das junge getäuschte Mädchen sich vor einem solchen Verlobten zu retten sucht und an das einzige Herz flüchtet, das mit einer Art von mütterlicher Zärtlichkeit für sie schlägt, nun natürlich, dann ist der Eclat himmelschreiend und alle Welt ruft ihr Kreuzige! Kreuzige!"

Eduard suchte dem Gespräch eine andere minder leidenschaftliche Wendung zu geben. „Aber so nehmen Sie Fräulein Elise mit sich", sagte er, „die Reise wird weniger auffallend sein, wenn Sie sie in weiblicher Begleitung machen."

„Ach die gute Elise", erwiderte Franziska mitleidig, „das Kind mit dem sanften, weichen Herzen, das ist auch wol die geeignete Person, um einem in solcher Lage beizustehen —"

Eduard hatte schon eine etwas spitze Antwort auf der

Zunge; er wollte daran erinnern, daß zu derselben Zeit, da Franziska noch ziemlich bereit gewesen, über ihr Schicksal verfügen zu lassen, Elise sich fest und kräftig für die Unabhängigkeit ihres Willens und das Recht ihres Herzens ausgesprochen hatte. Allein die Gräfin ließ ihm keine Zeit dazu, indem sie fortfuhr:

„Und überdies ist Elise ja selbst so gut wie Braut —“

„Elise Braut?!“ rief Eduard, indem er vor Ueberraschung zwei Schritte zurücktrat.

„Nun ja“, entgegnete Franziska, „und das hat sie Ihnen selbst noch nicht gesagt? Sie ist unserm Prediger schon lange so gut wie versprochen, Tante Lucinde hat die Partie arrangirt, und da Elise ein armes Mädchen ohne Aussichten ist, so wird es allerdings ein rechtes Glück für sie sein, auf diese Art unter die Haube zu kommen. Wenigstens möchte ich es nicht auf mich nehmen, ihr diese Zukunft zu zerstören, und das würde doch, wenn sie meine Flucht wirklich unterstützte, sehr wahrscheinlich der Fall sein, da, wie Sie wol selbst einsehen, mein Vater ihr diesen Antheil niemals verzeihen und seine Hand für immer von ihr abziehen würde. Sie sehen“, setzte sie hinzu, „gegen Elisen habe ich Rücksichten zu nehmen ...“

Durch Eduard's Seele ging es wie ein zweischneidiges Schwert, Schmerz und Grimm wollten ihn ersticken, aber er unterdrückte den Schmerz und nur der Grimm behielt die Oberhand.

„O ja wohl“, erwiderte er, „ich sehe es vollkommen ein — sehr wichtige Rücksichten.“ Und dann mit einem plötzlichen Entschlusse, der ihn durchzuckte wie ein Blitzstrahl:

„Gnädigste Gräfin, es war in der Stille schon längst

mein Entschluß, Ihr Haus zu verlassen, und gewisse Umstände, deren nähere Auseinandersetzung Sie mir gütigst erlassen wollen, zwingen mich, ihn binnen hier und vierundzwanzig Stunden auszuführen. Mein Weg führt mich in die Residenz; beharren Sie fest und unerschütterlich auf Ihrem Plane und wissen Sie bis dahin Ihre Flucht ins Werk zu setzen, so werde ich es mir zur Ehre anrechnen, dieselbe zu schützen."

Es war der bitterste Hohn und der grimmigste Haß, der ihm diesen plötzlichen Entschluß abpreßte; das ganze Schloß mit allen seinen Bewohnern, selbst Elise nicht ausgenommen, erschien ihm in diesem Augenblick so widerwärtig, so hassenswürdig, daß er ordentlich brannte vor Begier, diesen Menschen irgendeinen Streich zu spielen. „Gut", dachte er, „so soll dies das Ende meines Abenteuers sein, es ist des Anfangs würdig! So mögen diese stolzen, herzlosen Menschen es denn erleben, daß es heißt, Gräfin Oberndorf, die reiche Erbtochter, die Verlobte des Barons Albert, ist mit einem weggejagten Candidaten der Theologie auf und davon gegangen . . ."

Franziska hatte natürlich keine Ahnung von dem, was in der Seele des jungen Mannes vorging, sie hörte nur, daß er entschlossen sei, sie zu begleiten, und reichte ihm in hoher stolzer Freude die Hand zum Kusse.

„Gut", sagte sie, „ordnen Sie Ihre Angelegenheiten, wie ich die meinen, und morgen früh in der achten Stunde erwarten Sie mich am Eingang des Waldes, da wo der Weg nach der Meierei abbiegt; es ist da ein Vogelherd in der Nähe, den ich zuweilen besuche und wohin ich mich nicht selten auf meinem kleinen Wägelchen allein kutschiere, es wird

nicht auffallen, wenn ich es auch morgen thue. Wie weit ist es von da zur Eisenbahn?"

„Da wir Vorsichts halber die nächste Station nicht wählen dürfen", entgegnete Eduard, „so werden wir ziemlich bis Mittag zu fahren haben, bis wir die Bahn erreichen."

„Gut", antwortete Franziska, „so werde ich sagen, daß man mich morgen nicht zur Tafel erwarten soll. Sie wissen doch mit Pferden umzugehen?"

„Ich bin auf dem Lande aufgewachsen", entgegnete Eduard lächelnd.

„Und wissen Sie zur Noth auch die Waffen zu führen?"

„Ich bin deutscher Student gewesen."

„Wohl", sagte Franziska, indem sie vergnügt in die Händchen schlug, als ob es zu einer Ballpartie ginge, „morgen früh in der achten Stunde an der Waldecke — und Tod", setzte sie mit komischem Pathos hinzu, „dem Verräther!"

Elftes Kapitel.

Elise.

Eduard hatte sich bei dem Grafen verabschiedet; er hatte Briefe vorgeschützt, welche seine sofortige Abreise nöthig machten. Der Graf hatte ihn ungern entlassen.

„Das ist nicht recht von Euch, Magister", sagte er, „daß Ihr mich so im Stiche laßt; ich hatte in der Stille noch immer gedacht, Ihr solltet meinen Bruder, den Herrn, nach Italien begleiten, ich selbst bin auch nicht ganz auf dem Platze wie früher, ich wäre vielleicht mitgereist, und da hätten wir noch ein schönes Stück Welt mitsammen gesehen. Läßt sich's nicht machen, Magister? Denn wirklich, ich habe Euch beinahe ordentlich lieb gewonnen."

Aber in Eduard's Herzen hallten Stimmen, welche diese so wohlgemeinte Einladung übertönten, ja sie kam ihm fast wie Hohn vor, so gewaltig kochte sein Ingrimm und einen so tiefen Haß hatte er auf alles geworfen, was den Namen Oberndorf führte oder ihn auch nur daran erinnerte.

„Warte nur, du stolzer Graf", dachte er in der Stille, „morgen sollst du schon an den Magister denken." Er

fühlte wohl, wie häßlich diese Empfindungen eigentlich waren, und in welches Labyrinth von Leidenschaften er sich verstrickt hatte, dennoch setzte er zugleich, wie um sich selbst zu begütigen, hinzu: „Aber im Grunde ist er mir ja noch Dank schuldig, daß ich sein Hitzköpfchen von Tochter noch wenigstens anständig auf den Weg bringe; weglaufen thäte sie ihm doch, so wie so, das ist nun gewiß, so hat sie doch wenigstens an mir noch einen gewissenhaften und ritterlichen Begleiter — ja wohl ritterlich, Herr Baron, wenn ich auch ein bloßer bürgerlicher Vorleser in einem hochgräflichen Hause bin . . .“

Der Graf wollte ihm ein werthvolles Geschenk zum Andenken verehren, Eduard jedoch lehnte dasselbe ab und empfahl sich mit kurzen Worten. Nicht ganz so rasch ging der Abschied von Gräfin Lucinde von statten; sie konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß ein junger Mann, den sie ins Haus gebracht, dasselbe nun ohne ihre besondere Erlaubniß verlassen wollte, mußte sich aber endlich ebenfalls in das Unvermeidliche fügen.

Desto wortkarger war der Prediger; er hatte schon längst gemerkt, welch Kukuksei er sich da in das Nest gelegt, auch schien seine Stimmung gerade heute besonders reizbar und ärgerlich zu sein; er sah den Fremdling, der ihm in mehr als einem Sinne zum Nebenbuhler geworden war, ohne Bedauern scheiden und ließ es ihn sogar ziemlich deutlich merken.

Mit ganz ähnlichen Empfindungen nahm Herr Wendelmeier die Nachricht von Eduard's plötzlicher Abreise auf; er glaubte fest, Eduard gehe blos aus Furcht, von ihm compromittirt zu werden, und freute sich, das Terrain nun

ganz allein zu behaupten. — Auch Hannchen entließ ihn mit derselben kühlen Gleichgültigkeit, mit der sie ihn während dieser ganzen Zeit behandelt hatte. „Wir kennen uns nicht, Herr Candidat", sagte sie zweideutig und warf dabei das Stumpfnäschen so keck in die Höhe, als hätte sie recht etwas Muthiges und für Eduard Niederschlagendes gesagt. —

Und so blieb ihm, da der Tag sich zu Ende neigte, nur noch Ein Abschied zu nehmen übrig — der Abschied von Elisen! Wie oft, wenn er an seine längstbeabsichtigte Abreise dachte, hatte er sich diesen Abschied ausgemalt, wie viele liebe Worte, wie viele herzliche Grüße und Wünsche, ja wie manches holde süße Geheimniß, das er sich selbst kaum zu gestehen wagte, war ihm schon auf die Lippe getreten, und immer wieder hatte er es hinuntergedrängt in den Schacht seines Herzens, um es sich aufzuheben für die letzte, die härteste, die bitterste Stunde! Und nun war die Stunde da und er hatte Elisen nichts mehr zu sagen — denn sie war ja die Braut des Predigers . . .

Eduard hatte sich den Mann soeben noch einmal so recht betrachtet; es war ihm unbegreiflich, wie ein solches Mädchen, so jung, so frisch, so liebenswürdig, so prangend im Schmuck reinster Kindlichkeit, sich an einen solchen Mann weggeben konnte. „Aber die Weiber, die Weiber, sie sind alle nicht anders", dachte er, „die einen bleiben in Gewöhnlichkeit stecken und die andern, die darüber hinauswollen, wie Comtesse Franziska, versengen sich die Flügel . . ."

Auch heute wieder traf er Elisen in dem uns bereits bekannten Thurmgemach; sie saß zur Seite des kranken Hubert und las ihm aus einem großen kriegswissenschaftlichen Folianten vor, das zarte weiße Fingerchen wanderte lustig über die alten staubigen Karten und Pläne dahin, die braunen Augen schauten so zufrieden und so treuherzig darein, als ob es die interessanteste Lectüre von der Welt wäre, mit der sie sich beschäftigte. — Bei Eduard's Eintritt erhob sie sich und ein Ausdruck aufrichtiger Trauer beschattete ihr liebes Antlitz.

„Und so ist es wirklich wahr", sagte sie, „Sie wollen uns in der That verlassen? Wenigstens daß Sie das so plötzlich thun und Ihre Freunde so wenig darauf vorbereitet haben, das ist nicht recht."

Zu den Eigenthümlichkeiten des kranken Hubert gehörte auch, daß er nicht gern von Abreisen sprechen hörte. „Du mußt bleiben, du bist gut", sagte er zu Eduard, der, wie wir uns erinnern, überhaupt seiner besondern Gunst genoß, und dann zu Elise gewendet: „Der ist gut, den mußt du behalten, einen Bessern bekommst du nicht leicht . . ."

Und dazu nickte er ganz vergnügt mit dem Haupte und strich selbstzufrieden den langen grauen Bart.

Elise konnte einen Anflug von Verlegenheit nicht unterdrücken. „Der Herr", sagte sie erklärend zu Eduard gewendet, „hört nicht gern von Abreisen, es macht ihm Schmerz und außerdem geht es ihm wie uns allen: er bedauert, daß Sie uns verlassen. Aber warten Sie, das trifft sich gut; es ist eben die Zeit, wo Graf Hubert

sein Bad zu nehmen pflegt, da kann ich auf ein halbes Stündchen abkommen und mache noch einen letzten Gang mit Ihnen durch den Garten, wissen Sie, wo wir so manches ernste Wort gesprochen und so manche schöne Stunde miteinander verlebt haben."

Sie rief den Diener und flog dann Eduard voran die steinerne Stiege hinunter. Langsam folgte Eduard, er konnte sich nicht satt sehen an der lieblichen Gestalt, wie sie da elfengleich vor ihm herflog, und doch durchzuckte ihn bei eben diesem Anblick zugleich ein tiefer brennender Schmerz.

Beim Eintritt in den Garten hing sie sich vertraulich in seinen Arm und sagte: „Nun lassen Sie uns noch einmal alle die lieben Plätze besuchen, die uns diesen Sommer beisammengesehen, und versprechen Sie mir, auch mitunter ein bischen an mich zu denken . . ."

Eduard nahm leise ihren Arm aus dem seinen. „Was würde Ihr Herr Bräutigam denken", sagte er, „wenn er uns beide so sähe . . ."

„Wer?!" rief das Mädchen, indem eine purpurne Röthe sie übergoß.

„Nun", erwiderte Eduard und hatte Mühe, die Worte hervorzubringen, so klebte ihm die Zunge am Gaumen, „Ihren Bräutigam, den Herrn Prediger, meine ich; im Grunde zwar sollte ich ein wenig böse sein, daß ich, wie es scheint, der letzte im Hause bin, der von diesem freudigen Ereigniß erfährt, doch soll mich das nicht hindern, Ihnen meinen ebenso ergebenen wie aufrichtigen Glückwunsch darzubringen."

Das junge Mädchen war leichenblaß geworden, die Thränen standen ihr in den sonst so klaren und lachenden Augen. „O“, sagte sie, „das ist nicht gut, wer hat sich diesen unartigen Scherz mit Ihnen erlaubt? Und noch dazu in der letzten Stunde, die wir beisammen sind“, setzte sie wehmüthig hinzu.

„Wie“, rief Eduard, „und Sie wären also nicht die Verlobte des Predigers? Und Gräfin Lucindens Plan wäre nicht geglückt?!“

„Was für Plane Gräfin Lucinde mit mir gehabt hat“, sagte das junge Mädchen fest, „weiß ich nicht und mag ich nicht wissen; aber eins weiß ich allerdings, nämlich daß ich weder die Braut des Predigers bin noch jemals sein werde. Es ist wahr, der Herr Prediger hatte es sehr freundlich mit mir im Sinne, erst ganz kürzlich — da Sie mich doch einmal nöthigen, Ihnen diese Dinge zu erzählen — schickte er mir einen Brief, in welchem er um meine Hand anhielt und sich dabei auf Gräfin Lucindens Fürwort und die Zustimmung des Grafen berief . . .“

„Nun?“ drängte Eduard, „und Sie haben es wirklich gewagt, einer so mächtigen Fürsprache zu widerstehen?“

„Ich habe“, sagte das junge Mädchen ruhig, „mit dem Herrn Grafen gesprochen und habe ihm gesagt, daß ich in meinem Herzen die Empfindungen für den Herrn Prediger nicht finden kann, die ich für ihn hegen müßte, sollte ich der mir zugedachten Ehre jemals theilhaftig werden.“

„Und der Graf?“ fragte Eduard weiter; er wäre

dem Mädchen am liebsten gleich hier unter Gottes freiem Himmel zu Füßen gefallen, so sehr entzückte ihn ihr Muth und ihre Festigkeit.

„Ich sagte Ihnen schon früher", erwiderte das Mädchen, „daß der Graf stets sehr gütig gegen mich gewesen ist und jederzeit an mir gehandelt hat wie ein Vater; auch jetzt hörte er mich ruhig an, küßte mich auf die Stirn, hieß mich sein liebes Mädchen und hat es selbst übernommen, dem Prediger meine ablehnende Antwort mitzutheilen. Ich hoffe", setzte sie mit feinem Hüsteln hinzu, „er wird sich trösten, der Herr Prediger . . ."

„Ich bewundere Ihren Muth, in der That", erwiderte Eduard, „daß Sie dem ausgesprochenen Wunsche des Herrn Grafen so offen zu widerstreben wagten; Sie mußten sich ja doch sagen, daß Sie damit Ihre ganze Stellung hier im Schlosse aufs Spiel setzten?"

„Und was wäre es denn weiter gewesen", entgegnete das Mädchen mit bescheidener Festigkeit, „ich habe hier viel Gutes und Liebes erfahren und es würde mir schwer fallen, mich von dem Herrn Grafen und Franziska und besonders von dem armen kranken Hubert zu trennen. Aber die Welt ist dies Schloß bei alledem nicht, und so weit Gottes Sonne leuchtet, so weit finden sich auch gute Menschen."

Indem das junge Mädchen dies sagte, warf die Abendsonne ihren letzten goldenen Schein auf ihre dichten braunen Locken, daß sie dastand wie verklärt. Eduard konnte eine tiefe Rührung nicht bemeistern; aufathmend, als ob eine Centnerlast von seiner Brust hinweggewälzt wäre, sagte er, indem er seiner Freundin die Hand bot:

„Das ist ein gutes Wort, Elise, und auch ich will seiner eingedenk sein; wenn ich weit von Ihnen bin und die Thorheiten der Welt und die Schwäche des eigenen Herzens mich verlocken, so will ich dieses Wort mir vor die Seele rufen und Sie, Elise, sollen mein Gewissen sein. Und damit Sie sehen, daß ich es ehrlich meine und daß es mir Ernst damit ist, ein guter Mensch zu werden, so erlauben Sie mir, mich in diesem letzten feierlichen Augenblick, der meinem Herzen unvergeßlich bleiben wird, einer Schuld vor Ihnen zu entlasten, die mich schon oft recht bitter, recht schmerzlich gedrückt hat. Sie haben“, fuhr er fort, indem seine Wange höher glühte und seine Stimme vor innerer Erregung bebte, „mich hier mit soviel Freundschaft, soviel Wohlwollen aufgenommen und mir so manchen Blick in Ihre schöne kindliche Seele gestattet; was werden Sie sagen, Elise, und wie wird das Bild des Freundes künftig vor Ihnen stehen, wenn Sie hören, daß gleich mein erster Eintritt in dies Haus eine Lüge gewesen und daß ich gar nicht —“

„O bitte, bitte“, sagte Elise leise, indem sie die Händchen wie abwehrend vor sich ausbreitete, „sprechen Sie nicht in diesem Tone weiter und beschuldigen Sie sich nicht so schwer, ich weiß ja alles —“

„Sie wissen?“ rief Eduard zitternd vor Ueberraschung und Freude. „Und was wissen Sie?!“

„Daß Sie gar nicht Anton Feldner heißen, sondern Sie sind Herr Eduard Walldorf, und alle die schönen Lieder, welche Sie uns zu lesen gegeben, haben Sie selbst gedichtet“, sagte das Mädchen kaum hörbar mit zu Boden

geschlagenen Augen; es war, als hätte sie die Schuld begangen, nicht ihr Freund.

„Und woher wissen Sie es und seit wann?“ drängte Eduard ungeduldig.

„Ich sah Sie ja an jenem Abend im Gasthof zum Rothen Löwen, da Sie plötzlich im dem halbdunkeln Zimmer vor mir standen, und Sie können ja doch wol denken“, setzte sie mit halberzwungenem Muthwillen hinzu, „daß ein junges Mädchen neugierig ist, zu wissen, was für ein Herr das ist, der da so plötzlich wie aus der Erde gewachsen vor ihr steht; ich fragte im Hinausgehen den Hausknecht, da sehen Sie, wie prosaisch das Räthsel sich löst.“

„Und Sie erkannten mich wieder?“

„Gleich wie Sie ins Schloß traten, und auch das Porträt erkannte ich, das vor Ihren Gedichten steht und das ebenfalls zum Verräther an Ihnen wurde, so schlecht es auch getroffen ist“, setzte sie lächelnd hinzu, „und so wenig eitel Sie darauf zu sein brauchen.“

„Und Sie schwiegen? Sie schwiegen, Elise?“ wiederholte der junge Mann dringend.

Elise sagte kein Wort, sie legte nur die Hand betheuernd auf die Brust und sah ihn mit ihren klaren, treuherzigen Augen fest an.

„Und warum schwiegen Sie?“ fragte er weiter, „nur dies Eine sagen Sie mir, es ist die letzte Gunst, um die ich Sie bitte — warum schwiegen Sie?“

„Weil“ — sagte das erröthende Mädchen und mitten im Worte verstummte sie.

„Weil du mich liebst", jubelte Eduard und zog sie stürmisch ans Herz.

„Weil ich dich liebe", wiederholte das junge Mädchen leise und legte vertrauend das Köpfchen an die Brust des geliebten Mannes. —

In diesem Augenblick strich das blonde Hannchen durch einen der benachbarten Gänge. Das falbe Laub, das der Herbstwind bereits gelichtet hatte, ließ sie die Gruppe frei übersehen, während die Liebenden viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren, um auf die Lauscherin zu achten.

„Du bist nun mein", sagt Eduard, indem er das geliebte Mädchen leise aus seiner Umarmung entließ, „und kein Mensch auf Erden vermag uns mehr zu trennen. Ich kann dir heute noch nicht sagen, wo unsere Hütte dereinst stehen wird und wann die Stunde kommt, wo ich zurückkehren darf und darf dich bitten: komm, sei mein Weib, hier ist der Herd, den ich uns gegründet; es wird noch manchen Kampf und manche Entsagung bis dahin kosten, aber kommen wird sie, das glaube ..."

„Ich glaube", flüsterte das Mädchen und legte ihre Hand fest in die seine. Eduard fuhr fort:

„Morgen steht mir nun zunächst noch ein böser Tag bevor; es ist nicht blos der Abschied von dir, der mich ängstigt, unserer sind wir ja sicher. Hätte ich", rief er in schwärmerischem Entzücken, „vor einer Stunde noch ahnen können, welche Seligkeit der Himmel mir bescheren würde, niemals hätte ich ein Wort verpfändet, das ich nun lösen muß. Mein Herz ist jetzt deins und deins ist meins, keiner darf noch ein Geheimniß vor dem andern

haben; so höre. Gräfin Franziska will ihr Verhältniß zum Baron Albert auflösen, sie liebt ihn nicht, und also thut sie recht daran, daß sie nicht die Seine werden will; wer könnte das tiefer empfinden als wir beide in diesem Augenblick? Da der Graf jedoch auf seinem Beschluß beharrt, so will sie in die Residenz zu ihrer Tante, der Oberhofmeisterin, und dort den Beistand der übrigen Familie in Anspruch nehmen. Ich habe versprochen, sie zu begleiten — mit meinem Wort habe ich es ihr versprochen, und also siehst du ein, nicht wahr, daß ich sie begleiten muß?"

Elise nickte nur schweigend mit dem Kopfe. Eduard fuhr fort:

„Was also auch morgen geschehen und was für abenteuerliche oder böswillige Gerüchte sich über mich verbreiten mögen, du weißt nun, was die Sache zu bedeuten hat, und wirst an mich glauben —"

„Ich werde an dich glauben, theuerer Mann", erwiderte Elise. —

Von diesem ganzen Auftritt entging dem lauschenden Hannchen weder der kleinste Zug noch das leiseste Wort; ein unheimliches Feuer zuckte über ihr phlegmatisches Angesicht, und während die Liebenden nichts ahnend Arm in Arm dahinwandelten, schlich sie sich leise nach der Pfarrwohnung zurück.

Zehn Minuten später saß sie in geheimem Zwiegespräch mit dem Prediger, und wieder nach zehn Minuten ging der Prediger, nach rasch gepflogener Conferenz mit Tante Lucinde, hinüber zum Baron Albert. Albert

hielt sich längere Zeit mit dem Prediger eingeschlossen; dann ließ er sich trotz der vorgerückten Stunde noch bei Gräfin Franziska melden, und nach längern Verhandlungen mit der Kammerzofe erlangte er es auch wirklich, daß er noch vorgelassen wurde.

Zwölftes Kapitel.

Flucht und Entdeckung.

Es war ein trüber, naßkalter Morgen, als Eduard in der Frühe des nächsten Tages an der verabredeten Waldecke stand; sein geringes Gepäck hatte er bereits am Abend zuvor vorausgesandt, und zwar, um etwaige Verfolger irre zu machen, nach einer falschen Richtung, und wartete nun auf die Ankunft der jungen Gräfin. Wäre es ihm jetzt noch möglich gewesen zurückzutreten, er hätte es ganz gewiß gethan; er war seit gestern Abend ein anderer Mensch geworden, und all der Haß und der Uebermuth und die Schadenfreude, die gestern noch durch seine Seele getobt, hatten heute einem tiefen, stillen, dankbaren Frieden Platz gemacht. Er dachte an Elisen und es dünkte ihn, als ob mitten durch den feuchten Nebel, der gleich grünen Schleiern um die Wipfel der Bäume hing, die Sonne klar und lächelnd emporstieg.

„So soll das", sagte er zu sich selbst, „denn wenigstens meine letzte Heimlichkeit sein, und mein ganzes Leben

soll fortan so frei und offen daliegen wie das Herz meiner Geliebten vor meinem innern Blick!"

Er breitete die Arme aus, als könnte er das holde Wesen an sich ziehen, aber nur der Nebel legte sich ihm kalt und feucht um Stirn und Wangen. Es fing ihn an zu frösteln, die Gräfin blieb lange, nach seiner Berechnung hätte sie längst da sein müssen; war ihr Anschlag vielleicht entdeckt worden? Oder hielt irgendein unerwartetes Hinderniß sie zurück? Fast wäre es ihm das Liebste gewesen.

Doch nein, da hörte er die Räder den Hohlweg herunterrollen, die Pferde, ein paar zottige Isländer, welche Franziska selbst zu lenken pflegte, griffen munter aus und lustig flog das leichte Gefährte dahin. Aber indem es näher und näher kam, wer beschreibt Eduard's Bestürzung, als er in der darinsitzenden Figur nicht Gräfin Franziska erkannte, sondern Baron Albert, ihren Verlobten!

Bevor er noch wußte, ob er seinem Auge trauen sollte oder nicht, hielt der Wagen bereits hart neben ihm. Baron Albert ließ die Zügel fallen, und die Arme gemächlich unterschlagend und den bestürzten jungen Mann mit vornehmen Blicken von oben herunter betrachtend, sagte er:

„Nicht wahr, mein Herr Eduard Walldorf, darauf waren Sie nicht gefaßt? Und auch das ahnten Sie nicht, daß Ihr Geheimniß entdeckt war und daß wir wußten, mit welcher dreisten Stirn Sie sich unter fremdem Namen in das Haus meines künftigen Schwiegervaters, des Herrn Grafen Oberndorf, gedrängt? In der

That, Sie waren da recht an Ihrem Platze! Sie, der verdorbene Theolog, der revolutionäre Schriftsteller, der Verfasser von Brand- und Schmähschriften, den die Weisheit der Behörde ausgewiesen und weggejagt hatte, Sie dachten Komödie mit uns zu spielen und merkten nicht, daß sie mit Ihnen gespielt ward! Sagen Sie doch nur, guter Mensch, waren Sie denn wirklich so ganz toll und blind, daß Sie sich einbildeten, die gnädige Comtesse, meine liebenswürdige Braut, meinte das wirklich ernsthaft mit dieser Flucht, und merkten nicht, daß nur ein gnädigster Scherz mit Ihnen getrieben wurde? Es ist großartig, in der That, ungeheuer großartig von einem solchen Poetaster, sich einzubilden, daß hochgeborene Gräfinnen ihn in so delicaten Angelegenheiten mit ihrem Vertrauen beehren werden. Zwischen der gnädigen Comtesse und mir besteht nicht die geringste Differenz der Ansichten, auch wenn Comtesse Franziska reisen will, sei es allein, sei es in Begleitung, so hat sie nur zu befehlen; es gehört wirklich die ganze Anmaßung und der ganze Dünkel eines Revolutionärs dazu —"

„Herr Baron", rief Eduard, der seine ganze Fassung wiedergewonnen, „kein Wort weiter, wenn ich bitten darf, wenigstens nicht in diesem Stile! Hat Gräfin Franziska ihre Ansichten in Betreff Ihrer und ihrer Vermählung mit Ihnen geändert, so ist das desto besser für Sie; auch habe ich gar nichts dagegen, daß Sie vor den Augen der Welt meinen Namen benutzen, den Ruf Ihrer Fräulein Braut rein zu erhalten —"

„Ihren Namen", lachte der Baron, „aber Sie haben ja nicht einmal den Muth gehabt, Ihren Namen zu

bekennen, unter falscher Flagge haben Sie sich bei uns eingeschmuggelt und wollen nun noch großthun mit der Reinheit Ihres Namens!"

„Diesen Vorwurf", entgegnete Eduard, „muß ich einstweilen auf mir haften lassen, obwol ich mir selbst das Zeugniß geben darf, daß die Veranlassung, welche mich zu dem Namenstausch bewog, außerordentlich unschuldig und unerheblich ist, ja ich bin überzeugt, daß der Herr Graf selbst, wenn er den Zusammenhang wüßte —"

„Der Graf", rief der Baron höhnisch, „will überhaupt nichts mehr von Ihnen wissen, gar nichts, und Sie werden gut thun, sich aus dem Staube zu machen, so rasch Ihre Beine Sie tragen mögen, es könnte Sie wieder einmal jemand nach Ihrem Namen fragen wollen..."

„Und doch", entgegnete Eduard fest, „ist dieser Name so rein und so lauter, wie nur irgendein hochgeborener Name, ja ich hoffe zu Gott, die Zeit soll nicht fern sein, wo dieser Name sogar bekannter und glänzender dastehen wird als selbst der Ihre, mein Herr Baron!"

„Ja wohl", spottete der andere, „wenn die Revolution uns erst den Hahn auf das Dach setzt und der Bettelmann König wird. Nun, die Saat, die Sie und Ihresgleichen gestreut, geht schon recht hübsch auf, das Lumpengesindel merkt schon, welche Zeit es ist; drüben, jenseit des Waldes, steht der Aufruhr bereits in hellen Flammen, die Bauern haben die Amtleute weggejagt, und wenn die Luft nur erst etwas heller wird, so werden wir gleich die Sturmglocke hören können. Aber freilich, in Ohren gleich den Ihren ist das ja nur die angenehmste Musik..."

„Ich wäre ein Thor", sagte Eduard ruhig, indem er sich zum Fortgehen wandte, „wollte ich dies Gespräch mit Ihnen, mein Herr Baron, fortsetzen; wenn Sie Cavalier sind, so werden Sie auch wissen, daß Sie mir Genugthuung schuldig, mein Name ist Ihnen jetzt hinlänglich bekannt, und von der nächsten Stadt aus werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Adresse zuzusenden und Ihre Bestimmung zu erwarten."

Der Baron stieß ein lautes Gelächter aus, das grell zwischen den alten Bäumen widerhallte. „Kapitaler Einfall das", spottete er, „verlangt Genugthuung, dieser Federfuchser, diese Seele aus Kienruß und Druckpapier! Genugthuung! Genugthuung von mir!! Und wofür? Vielleicht dafür, daß gnädige Gräfin sich herablassen, ihren Scherz mit ihm zu treiben, und der ungebildete Mensch versteht ihn nicht einmal?!"

„So verstehe ich wenigstens Ihre Insulten, mein Herr Baron", rief Eduard, der jetzt vor Zorn sich selbst nicht mehr kannte, „und da Sie mir eine hochadeliche Genugthuung verweigern, so werden Sie schon entschuldigen müssen, wenn ich mir auf bürgerliche Weise mein Recht zu verschaffen suche . . ."

Damit fiel er den Pferden, welche der Baron eben wieder antreiben wollte, in die Zügel, den Baron selbst aber suchte er vom Wagen zu zerren; er dachte jetzt an nichts, selbst nicht an Elisen, er fühlte nur die erlittene Schmach und brannte vor Begier, sich zu rächen.

In diesem Augenblick fiel aus dem nahen Gebüsch ein Schuß, die Kugel fuhr zischend hart an Eduard's Wange vorüber, und in demselben Nu sank der Baron, der eben

eine heftige Bewegung gemacht hatte, mit zerschmetterter Schulter zusammen.

„Ah verwünscht“, stöhnte er, „das ist kein anderer als der Bube, der Heinrich, er hatte es mir lange geschworen—“

Aber alles blieb still nah und fern; die Pferde, gewöhnt an das Geräusch der Jagd, standen mit gespitzten Ohren, der Wind rauschte in den Wipfeln und einförmig klatschend fiel der Regen, in welchen der Nebel sich allmählich aufzulösen anfing, von den Zweigen.

Eduard grauste; war der Meuchelmörder vielleicht dicht hinter ihnen? Rüstete er sich bereits, eine zweite Kugel auf sein unglückliches Opfer zu entsenden? Und welcher furchtbare Verdacht konnte auf Eduard selbst fallen?

Der Baron stöhnte und wand sich vor Schmerzen; dann von dem heftigen Blutverlust schwächer und schwächer werdend, verlor er das Bewußtsein.

Welch eine Lage für Eduard! Unmöglich konnte er den Schwerverwundeten ohne Hülfe lassen; hier handelte es sich nicht mehr darum, daß es sein Gegner, der ihn soeben erst aufs schmählichste beleidigt, hier durfte allein die Stimme der Menschlichkeit und die Pflicht der Nächstenliebe sprechen. — Nach kurzem Zaudern ergriff Eduard die Zügel, den Wagen umzulenken; dann setzte er sich neben den Verwundeten, und vorsichtig den Bewußtlosen unterstützend, fuhr er in langsamem Trabe nach dem Schlosse zurück; die Pferdchen schnoben und wieherten, in der Luft wiegten sich die Krähen mit heiserm Schrei, Eduard aber war das Ganze wie ein schwerer düsterer Traum.

Dreizehntes Kapitel.

Der Aufstand.

Eduard hatte Mühe, mit dem Fuhrwerk durch das Dorf bis zum Schlosse zu gelangen; an demselben Morgen hatte das Begräbniß der schwarzen Nanni stattgefunden, die Dorfstraße wimmelte noch von aufgeregten Gruppen, überall hörte man Drohungen und Flüche ausstoßen, ja bereits wurden hier und da im dichtesten Haufen Aexte, Sensen und ähnliche Waffen geschwungen.

Eduard hatte den Verwundeten vorsichtig mit seinem Mantel überbreitet. Dennoch, wie der Wagen langsam durch die Menge fuhr, erkannte man erst das Fuhrwerk, dann Eduard, dann den Baron, und mit jenem Instinct, der in den Massen oft so rasch und so wunderbar zündet, ahnte man den Zusammenhang; erst ging ein leises Flüstern, dann schwoll das Geräusch lauter und lauter an wie Wogen des Meeres, und endlich brach der versammelte Pöbel in ein furchtbares Geheul aus — ein Geheul, wie wilde Bestien es erheben, denen ihr Fraß in den Käfig geworfen wird.

„Der Baron ist erschossen!“ hieß es, „der Verführer der schwarzen Nanni ist todt! Das hat der schöne Heinrich gethan! Vivat der schöne Heinrich und Tod und Verderben auf den Grafen und sein ganzes Haus!!“

Endlich, nicht ohne ernstliche Gefahr, hatte Eduard den Eingang zum Park erreicht; er konnte zuletzt nur schrittweise fahren, und es war ein Glück für ihn, daß die Dienerschaft seine Ankunft bemerkt und die Thorflügel, welche wider Gewohnheit geschlossen waren, rechtzeitig geöffnet hatte. Indem sie dieselben wieder schließen wollte, drängte sich ein wüster Haufe, johlend und schreiend und Sensen und Dreschflegel, hier und da auch ein altes Schießgewehr schwingend, mit hinein. Doch gelang es der Dienerschaft für diesmal noch, den Anlauf abzuwehren und den Schwerverwundeten ins Schloß zu schaffen.

Auch hier war die Verwirrung groß, die Frauen weinten und schrien, Franziska sank beim Anblick des verwundeten Barons in Ohnmacht — oder war es vielleicht der Anblick seines Begleiters, der ihr das Blut so plötzlich in den Adern stocken machte?

Nur Elise hatte auch jetzt die volle Klarheit und Sicherheit ihres Geistes behalten. Sie trug Kissen und Linnen herbei, ließ ein Lager für den Verwundeten bereiten, der noch immer nicht wieder zum Bewußtsein gekommen war, und rief nach dem Arzte. Zu Eduard sprach sie kein Wort, aber der Blick, mit dem sie ihn im Vorübergehen streifte, war voll innigster Liebe. „Dein!“ flüsterte er leise, kaum hörbar, da sie geschäftig an ihm vorüberflog, sie aber neigte das Haupt und legte die Hand an die Stirn; es war nur ein Augenblick, ja das Tausendtheil

eines Augenblicks, aber Eduard's Seele wogte hoch auf und er fühlte Muth in sich, es mit einer kämpfenden Welt aufzunehmen.

Auch Graf Erdmann hatte im Anblick der Gefahr, über deren Nähe auch er sich jetzt nicht länger täuschen konnte, seine ganze alte Festigkeit wiedergewonnen; da das frei im Park gelegene Herrenhaus bei einem etwaigen Angriff seitens der Bauern nicht zu halten war, so hatte er die gesammte Familie mitsammt der Dienerschaft angewiesen, sich in das halbfertige Schloß zurückzuziehen, dessen mächtige Mauern als ein sicheres Bollwerk dienen konnten. Zugleich ließ er an einem entlegenen, von Gebüsch versteckten Eingang des Parks einen leichten Jagdwagen vorfahren, bespannt mit den beiden schnellsten Rennern seines Stalles. Mit diesem Wagen sollte der Prediger in die Stadt eilen, um bewaffnete Hülfe zu holen; denn daß die Bewohner des Schlosses auf die Dauer nicht im Stande sein würden, sich gegen den wüthenden Pöbel zu vertheidigen, der von allen Seiten herbeiströmte und sich in dunkeln Wogen immer näher gegen das Schloß heranwälzte, das mußte auch dem Tapfersten einleuchten. Herr Wendelmeier erbot sich sehr eifrig, ebenfalls von der Partie zu sein, und auch Tante Lucinde und Hannchen verlangten mit lautem Wehklagen, in Sicherheit gebracht zu werden. Franziska dagegen erklärte, nicht von dem Lager ihres Verlobten weichen zu wollen, und ebenso meinte Elise, zwar etwas bleich, aber doch übrigens mit hellem Auge und fester Stimme, sie habe nicht die geringste Furcht und wolle bei dem „Herrn" bleiben.

So bestiegen also die genannten vier den Wagen, eine Anzahl bewaffneter Diener gab ihnen das Geleit und fort brauste der Zug über Felder und Wiesen. Auch gelang es ihm wirklich, von den wüthenden Bauern unbemerkt das Freie zu erreichen, und der Graf konnte jetzt die Stunde berechnen, wo, wenn das Glück günstig, auf Entsatz zu hoffen war.

Inzwischen war die Lage für den Augenblick noch immer höchst kritisch; die Menge, welche das Schloß umtobte, wuchs mit jedem Augenblick, bereits war die Gartenmauer an einzelnen Stellen überstiegen, man schrie, drohte, heulte, schleuderte Steine gegen die Fenster und löste die Gewehre, wenn auch vorläufig nur erst in die Luft. Denn offenbar fehlte es zur Zeit noch an einem Führer, der sich der Gemüther bemächtigte und den gärenden Elementen ihr Bett anwies. Bereits cursirten die abenteuerlichsten Gerüchte, und natürlich dienten dieselben nur dazu, die unbestimmte Wuth des Volks immermehr anzustacheln und sie immer lüsterner nach irgendwelchen Auftritten des Schreckens und der Zerstörung zu machen.

Unter diesen Umständen war für die kleine Besatzung des Schlosses ein einzelner Mann viel werth und mußte daher die Verwundung des Barons als ein schwerer Verlust für sie gelten; er war sonst ein tapferer Mann und ein sicherer und geschickter Schütze, jetzt jedoch lag er, zwar zum Bewußtsein zurückgekehrt, aber von heftigem Wundfieber geschüttelt und unfähig sich zu erheben, in einem Gewölbe des untern Stockwerks, wo von dem draußen tosenden Lärm nur wenig oder nichts zu hören war. Franziska saß schweigend in einem entfernten Winkel des

Gemachs und maß den Verwundeten mit kalten starren Blicken; seitdem der erste Schrecken überwunden und der Baron zum Leben wiedererwacht war, schien ihre zärtliche Besorgniß sich sehr rasch abgekühlt zu haben.

Allein auch Eduard fühlte und sah ein, daß ein Mann in diesem Augenblick etwas werth; auch hätte er sich ja durch keine Macht der Welt aus der Nähe seiner Geliebten entfernen lassen, solange er dieselbe von Gefahren bedroht wußte. Wie der Graf ihn daher erblickte, und der Blick war grimmig, wie eines gereizten Löwen, ging Eduard mit sicherm Schritt und freiem Anstand auf ihn zu und sagte:

„Was ich gegen Sie und Ihr Haus verschuldet habe, Herr Graf, oder auch nur verschuldet zu haben scheine, das, bitte ich, bleibe für ein andermal; ich glaube mich rechtfertigen zu können, selbst in Ihren Augen. Doch ist jetzt nicht die Zeit dazu, jetzt handelt es sich nur darum, der Gefahr die Spitze zu bieten und dem wahnsinnigen Pöbel möglichst entschlossen und möglichst zahlreich entgegenzutreten. Ich erbitte es mir als die letzte Ihrer Gnadenbezeigungen, daß Sie mir erlauben, in dieser Stunde der Bedrängniß bei Ihnen zu bleiben und theilzunehmen an Ihren Gefahren."

Der Graf blieb stumm, Eduard aber, in etwas bewegterm Tone, fuhr fort:

„Noch gestern, Herr Graf, sprachen Sie Ihr Bedauern über meinen Weggang aus und schlugen die geringen Dienste, welche ich so glücklich war dem gräflichen Hause zu leisten, so hoch an, daß Sie dieselben mit einem werthvollen Erinnerungszeichen belohnen wollten; ich lehnte dasselbe ab, weil Ihr wohlwollendes Andenken mir genügte.

Habe ich jedoch wirklich einigen Lohn verdient, so lassen Sie ihn jetzt darin bestehen, daß ich mitkämpfen darf an Ihrer Seite."

Auch jetzt sprach der Graf kein Wort, doch verneigte er sich flüchtig und deutete durch eine Handbewegung an, daß Eduard's Verbleiben nichts im Wege stände.

Derselbe untersuchte also zunächst die Vertheidigungsanstalten; die Zahl der Diener, denen es gelungen war, sich ins Schloß zu retten, war nicht groß, doch waren es erprobte Leute und sämmtlich gut bewaffnet und im Gebrauch der Waffen wohl erfahren.

Dann stieg er auf die Höhe des Thurms, um von hier aus die Lage des Feindes zu erspähen und auszuschauen, ob nicht von irgendeiner Seite Hülfe herankäme. Dabei stieß er auf den Grafen Hubert, der lebhaft gesticulirend aus einem Zimmer ins andere lief und mit lauter Stimme perorirte. „Hab' ich's nicht gesagt?" rief er, „nun ist der Feind da, nun muß es sich zeigen, was wir gelernt haben. Aber meine Soldaten sind Faulpelze, sie liegen noch alle und schlafen, die Bärenhäuter, trumm, trumm, piff paff" — und dabei sang und musicirte er, als ob er Reveille schlagen wollte für eine ganze große Armee.

Elise, welche den Kranken auch jetzt keinen Augenblick verließ, ging auf seine Vorstellung ein; sie fing an die Bleisoldaten auszupacken, und hoffte, den armen irrsinnigen Greis dadurch von den furchtbaren Scenen abzuziehen, welche sich draußen vorbereiteten. Eduard rührte im Vorübergehen leise an ihre Hand, auch jetzt wieder sagte er nichts als das eine Wort: „Mein!" und es war ihm, als ob Elise ebenfalls flüsternd die Lippen bewegte. —

So war eine Reihe banger, erwartungsvoller Stunden vergangen, und schon überließ man sich im Schlosse der Hoffnung, die versammelte Menge würde sich ohne eigentlichen feindlichen Angriff wieder verlaufen, als sich plötzlich von draußen her ein wildes Jubelgeschrei erhob. Der so lange vermißte Führer war gefunden; natürlich konnte es niemand anders sein als der schöne Heinrich, der Held des Tages, der kühne Wildschütze, der Geliebte und Rächer der schwarzen Nanni.

Heinrich saß hoch zu Roß; der wüthende Haufe hatte die Stallungen auf einem nahe gelegenen Vorwerk erbrochen und geplündert und seinen Anführer aufs Pferd gehoben. Eine blutrothe Fahne flatterte über seinem Haupte; im Arme hatte er die selten fehlende Doppelbüchse, und auch seine nächste Umgebung, lauter wüste, verwegene Gestalten, war mit Gewehren, Aexten und Piken reichlich versehen. Ihre Waffen schwingend, sprangen sie jauchzend vor Heinrich's Pferd daher und riefen:

„Das ist der wahre Graf Oberndorf, der Sohn des alten Hubert ist das, Graf Erdmann aber, der Leuteschinder, ist ein Dieb und Betrüger!"

Andere riefen:

„Fort mit dem Grafen Erdmann! Den Grafen Hubert wollen wir haben! Heraus mit dem Grafen Hubert! Das ist ein stiller, guter Mann, der keinem Kinde etwas Uebles thut!"

Und dann alle in furchtbar rasendem Chor: „He, hallo, aufgemacht und heraus mit dem Grafen Hubert, oder wir stecken das ganze Nest in Brand! Graf Hubert soll unser Herr sein, er ist der Vater von unserm Heinrich, Graf Erdmann aber soll baumeln! — —"

Eduard rieselte es durch Mark und Bein; war das nun wirklich Wahrheit? Oder war es nur ein nichtswürdiges Gerücht, das Wendelmeier arglistig verbreitet hatte? — Eduard sah sich nach dem Grafen um; derselbe stand, die Büchse im Arm, an einem großen offenen Bogenfenster und blickte mit verächtlichem Lächeln auf die tobende Menge.

Eduard trat an den Grafen heran; seine Stimme war ehrerbietig und leise, aber fest.

„Herr Graf", sagte er, „wir sind an einem ernsten Gang, und da Sie mir erlaubt haben, mein Blut für Sie in die Schanze zu schlagen, so darf ich auch wol fragen, was für eine Sache das ist, für die ich es vergieße. Sie hören, was der wahnwitzige Pöbel schreit — sie nennen Heinrich Graf Hubert's Sohn — ist es wirklich bloßer Wahnwitz? Und was wurde aus dem Kinde der unglücklichen Auguste?"

Der Graf wandte sich langsam nach dem Frager um — allein noch bevor er ihm antworten konnte, bereitete sich ein Schauspiel, das allen das Blut in den Adern erstarren machte. Der kranke Hubert hatte hoch oben auf der Zinne des Thurms das Rufen seines Namens gehört, wunderbare Erinnerungen an längstvergangene Zeiten mochten in seinem verdüsterten Hirne erwachen und sich hier mit den Spukgestalten seines Wahnsinns vermischen; Bilder aus der französischen Revolutionsgeschichte, die er mit Vorliebe las, tauchten in ihm auf — genug, er glaubte auf einmal der Gefangene Ludwig XVI. zu sein, dort unten aber waren seine Getreuen, die ihn aus den Händen der Jakobiner befreien wollten!

„Ja, ja", rief er in wilder Freude, indem er sich weit über den Altan bog, „ich komme, meine Getreuen! Geht nicht fort, verlaßt mich nicht — ich bin euer Herr, rettet euern Herrn!!"

Die abgebrochenen Laute waren den unten Versammelten nur halb verständlich, doch genügten sie, den Wahnsinn der trunkenen Menge immermehr zu entfachen. „Da hört ihr's ja", riefen sie, „er sagt es ja selbst, daß er der eigentliche Herr ist! Der Bösewicht von Bruder hat ihn eingesperrt gehalten, den Heinrich aber, Graf Hubert's Sohn, hat er in die Livree gesteckt — pfui, pfui über den Seelenmörder! Drauf und dran! Nicht einen Stein laßt auf dem andern!"

Immer höher stieg der Tumult, der schöne Heinrich auf dem sich bäumenden Rosse ragte hoch über ein flutendes Meer von Köpfen; schon knallten einzelne Schüsse und hier und da schlug eine Kugel prasselnd gegen die Mauer.

„Es wird Ernst", sagte der Graf, indem er sich ebenfalls schußfertig machte. Aber in demselben Moment stürzte Hubert die Treppe herab, an ihm vorüber; das lange talarähnliche Gewand, das er für gewöhnlich trug, schleppte hinter ihm her, die grauen Locken flatterten im Winde. „Laßt mich heraus!" rief er, „heraus!! meine Getreuen rufen mich — hört ihr, wie sie rufen?!"

Hinter ihm, an sein Gewand geklammert, schleppte sich Elise; auch in dieser äußersten Gefahr wollte das treue Kind den Unglücklichen nicht lassen, er aber, von rasender Wuth verblendet, kannte sie nicht und suchte sie von sich zu schütteln wie eine Last. So zerrten die beiden sich

durch eine offen stehende Treppenthür auf einen der zahlreichen Balcone, welche dem Thurme zur Zierde dienten. Eduard, das Kritische des Moments rasch erfassend, stürzte ihnen nach, dicht hinter ihm Graf Erdmann.

Auf dem Balcon angelangt, suchte Hubert sich über die Brustwehr zu schwingen; unwissend wie ein Kind, hatte er keine Ahnung von der Gefahr, die ihm drohte, und daß ein Sturz in die Tiefe ihn rettungslos zerschmettern mußte. Elise war in die Knie gesunken, dennoch ließ sie nicht los, und in wilder Hast schleppte der Rasende sie nach sich.

„Das ist ein braver Alter, der hat Courage", riefen einige von unten. „Guck deinen Vater an, Heinrich", setzten andere hinzu, „der weiß sich zu wehren!" Und noch andere riefen mit gellender Stimme: „Wenn die Dirne dich festhalten will, Alter, so wirf sie hinunter, daß sie fliegen lernt!"

Hubert stand einen Moment wie horchend still; dann mit gewaltigem Arm erfaßte er das zitternde Mädchen, schwang es auf die Balustrade und erhob es in furchtbarem Schwunge.

Graf Erdmann war dicht hinter ihm. „Halt ein", rief er, „um Gottes willen, halt ein — es ist dein Kind!!"

Aber schon war Eduard mit der Schnelligkeit eines Hirsches und der Kraft eines Löwen dazwischengesprungen, hatte den wahnsinnigen Greis erfaßt und ihn niedergerungen, bevor das Entsetzliche noch geschehen konnte. Hubert lag wimmernd am Boden, Elisen hielt eine wohlthätige Bewußtlosigkeit das Furchtbare ihrer Lage verborgen. Eduard aber, hoch aufathmend, fragte den Grafen mit rasch hervorgestoßener dumpfer Stimme:

„Wer ist Graf Hubert's Kind?“

Der Graf deutete schweigend auf die todbleiche Elise.

„Und Heinrich?“ fragte Eduard weiter.

„Ist der Sohn des Mannes“, sagte der Graf erschöpft zusammenbrechend, „auf dem der Verdacht ruht, der Mörder meines Vaters zu sein; der Mörder erhängte sich im Gefängniß, ich aber nahm den dreijährigen Knaben zu mir ins Haus und erzog ihn als Sühne für das Andenken meines Vaters und weil ich damals noch so thöricht war zu hoffen, von einem verderbten Stamm lasse sich ein gesunder Sprößling ziehen. Aber es sollte nicht sein, und all das Elend, das in diesem Augenblick gegen mich heranflutet, verdanke ich dem Sohne des Mannes, der mir meinen Vater erschlug — es ist der Fluch, der auf dem Erbe der Oberndorfe lastet . . .“

In demselben Augenblick tönte lustiges Trompetengeschmetter über Feld; eine Staubwolke wirbelte auf und eine Schwadron Dragoner, aus dem nahe gelegenen Städtchen zur Hülfe gesandt, rückte heran. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der aufrührerischen Bauern, die Mehrzahl von ihnen gab Fersengeld, nur wenige setzten sich gegen die anrückenden Soldaten zur Wehr; nach kurzem Handgemenge wurden auch diese überwunden und der größte Theil von ihnen wurde gefangen abgeführt, darunter auch der schöne Heinrich.

Vierzehntes Kapitel.

Schluß.

Es ist wenig, was uns noch zu sagen bleibt. Die furchtbare Aufregung, in welche der Angriff der Bauern ihn versetzt, hatte Hubert's letzte Lebenskräfte erschöpft; er erwachte nicht wieder aus der dumpfen Betäubung, in welcher er bei dem Sturz auf dem Balcone hingesunken war. Drei Tage später war er eine Leiche; er starb in den Armen seiner Tochter, nicht ahnend, welche Lippen es waren, die ihm den letzten Seufzer von dem bleichen, eingefallenen Munde küßten.

Denn Elise war wirklich Graf Hubert's und der unglücklichen Auguste Tochter. Graf Erdmann hatte sie heimlich im Hause eines seiner Beamten erziehen lassen und erst in spätern Jahren unter fremdem Namen zu sich genommen; es war seinem Herzen ein wehmüthig tröstender Gedanke, daß Vater und Tochter auf diese Art doch noch vereinigt waren, freilich ohne es zu wissen.

Auch mit dem schönen Heinrich verhielt es sich ganz wie der Graf gesagt. Er war in der That der Sohn jenes Unglücklichen, den Graf Erdmann's Vater einst von Hof und Haus herunterprocessirt, den er vom freien Be=

sitzer zum heimatlosen Vagabunden gemacht und der dann an seinem Verderber blutige Rache genommen hatte. Niemand außer dem Grafen wußte, niemand ahnte das Geheimniß; auch hatte in der Verwirrung, welche das furchtbare Ereigniß herbeigeführt, niemand auf den Knaben geachtet, dieser selbst aber war damals noch viel zu jung, um eine Erinnerung von dem Geschehenen für spätere Zeiten zu bewahren. Der Graf dagegen kannte seinen Vater, er wußte, wie hart, wie grausam derselbe unter Umständen sein konnte, es war ihm nicht verborgen, welche Seufzer, welche Thränen, ja welches Blut an dem wiedererstandenen Glanz der Oberndorfe haftete, und so war es ganz seinem in sich gekehrten, selbstquälerischen Charakter gemäß, daß er das an dem Vater begangene Verbrechen zugleich mit dessen eigenen Freveln zu sühnen suchte, indem er das Kind des Mörders in sein Haus nahm und ihm eine fast väterliche Sorgfalt widmete. Auch den Eigensinn und die sich bis zur Grausamkeit steigernde Consequenz, die er dabei zeigte, werden wir jetzt begreifen; es galt in seinen Augen, einen von Haus aus verderbten, mit dem Fluch zwiefachen Verbrechens belasteten Keim zum Bessern zu wenden, und nach den Begriffen, die er sich einmal vom Leben gebildet hatte, konnte dies nur durch unerschütterliche Festigkeit und unerbittliche Strenge geschehen. Wie mußte sein Zorn nun aber erwachen, als der schöne Heinrich dessenunerachtet sein Herz an die schwarze Nanni hing, ja als er, das Kind der Sünde und des Verbrechens, Miene machte, sich mit einem Mädchen zu verbinden, das ebenfalls von leichtfertigen und sittenlosen Aeltern stammte und dem somit, nach des Grafen

Ansicht, das Verderben schon bei der Geburt eingeimpft war! Eine solche Verbindung zugeben, hieß für ihn seinen theuersten Grundsätzen ins Antlitz schlagen, während umgekehrt jedes Mittel, wodurch dieselbe verhindert ward, auch das härteste und eigenmächtigste nicht ausgenommen, ihm erlaubt und sogar geboten schien.

Baron Albert's Verwundung heilte rasch; schon nach einigen Wochen konnte die feierliche Verlobung stattfinden, der Franziska jetzt keinen Widerstand mehr entgegensetzte und der bald darauf die Hochzeit nachfolgte. Doch scheint die Ehe allerdings nicht besonders glücklich geworden zu sein; Gräfin Franziska lebt meist getrennt von ihrem Gatten im Auslande, vornehmlich in Paris, wo sie sich besonders mit jungen französischen Dichtern und Journalisten umgibt — die deutsche Literatur liebt sie nicht . . .

Und Eduard? fragt der geneigte Leser. Als die Leiche des unglücklichen Hubert in dem gräflichen Erbbegräbniß beigesetzt war und Elise die Trauerkleidung um den so früh geliebten und doch spät erst erkannten Vater angelegt hatte, nahm er zum zweiten mal von dem Grafen Abschied. Der Graf sah dem jungen Mann lange und fest ins Angesicht, dann legte er die Hand wie segnend auf seine Schulter und sagte:

„Gehen Sie mit Gott, und wo Sie auch sind und wohin Ihr Schicksal Sie treibt, denken Sie stets daran, mein lieber Herr Walldorf, daß Graf Oberndorf noch immer tief in Ihrer Schuld. Durch Elise habe ich erfahren, auf welche Art Sie in unser Haus gekommen und welche zufällige Verkettung von Umständen Sie zur Annahme eines fremden Namens veranlaßt hat — Nein", unterbrach er sich selbst, da Eduard hier etwas

entgegnen wollte, „kein Wort jetzt und am wenigsten ein Wort der Entschuldigung! Ich habe es zur Genüge an mir selbst erfahren müssen, wie wir alle nur Werkzeuge sind einer höhern Hand und wie häufig unsere edelsten Absichten und unsere besten Entwürfe verderbenbringend auf uns und andere herabfallen. Ihre Entschließungen aber, mein theuerer junger Freund, hat der Himmel selbst gelenkt: denn Ihnen danke ich, daß mir wenigstens das Schlimmste erspart blieb — meinen unglücklichen Bruder als Mörder seines eigenen Kindes zu sehen. Daß Sie dieses Kindes gedenken, daß Sie des jungen Herzens nicht vergessen werden, das hier in zärtlicher Treue für Sie schlägt und mit Ungeduld Ihrer Rückkehr wartet, daran brauche ich Sie nicht erst zu mahnen . . ."

Und dann zu Elise gewendet, die unter Thränen lächelte:

„Es ist ein stolzer Herr, der Walldorf, aber das macht ihn mir doppelt werth. Er könnte behaglich an deiner Seite auf meinen Gütern leben — denn nie werde ich eines Freundes in der Noth, der mir so treulich beigestanden und mich vor soviel größerm Elend bewahrt hat, vergessen. Aber er zieht es vor, in die Welt zu gehen und durch eigene Kraft den Herd zu gründen, an den er dich zu führen gedenkt, du meine liebe zweite Tochter. Und ich selbst kann das nur billigen, ja ich kann ihn nur darum beneiden, daß er alles, was er dereinst ist und hat, nur sich selbst verdanken wird. Allein bevor Sie gehen, Walldorf, lesen Sie doch diesen Brief, der inzwischen für Sie abgegeben ward; er kommt weit her und ist, wie es scheint, lange in der Irre gegangen, bevor er Sie gefunden."

Der Brief war aus Rußland von Anton. Er meldete, daß Anton den Oheim glücklich angetroffen und sich rasch die Neigung des alten wunderlichen Mannes erworben. Aber schon wenige Wochen darauf war derselbe an einem plötzlichen Schlagfluß gestorben; in seinem Testament hatte er Anton zum Universalerben eingesetzt.

„Ich bin", schrieb der Freund, „nun zwar kaum erst ein halbes Jahr in Rußland, allein ich habe doch bereits genug davon gesehen, um zu wissen, daß meines Bleibens hier nicht ist. Sowie ich die Leibeigenen meines Oheims freigelassen und seinen Nachlaß flüssig gemacht, komme ich zurück zu Euch nach Deutschland. Der Boden zittert zwar auch bei Euch und gewiß gehen wir gewaltigen Umwälzungen entgegen. Aber Fleiß und Kenntniß und ein reiner, ehrlicher Sinn werden auch in der schlimmsten Zeit noch immer eine Stätte finden, wo sie wurzeln; ich gedenke an irgendeinem stillen gesegneten Fleck in Deutschland Fabriken anzulegen, gleich denen, welche mein Oheim mir hier hinterlassen, nicht um mich zu bereichern und die Schätze zu vermehren, die mir auf so unerwartete Weise zugefallen, sondern um sie durch Arbeit nützlich zu machen und unsere niedern Klassen — ein verwünschter Ausdruck, ich gebe es Dir zu, Poet, aber wir haben doch nun einmal keinen andern — zu heben, zu bilden und zu veredeln. Dabei sollst Du, der geliebte Freund meiner Jugend, der treue Genosse meiner Kämpfe und Entbehrungen, mein Mitarbeiter sein; ich werde an der Maschine stehen, Du aber wirst die Räder des Geistes in Bewegung setzen und wirst die Arbeiter, denen ich Brot gebe, durch Beispiel und Lehre zu freien und tüchtigen Menschen heranbilden."

Bis dieser schöne Traum verwirklicht ward, verging nun freilich noch einige Zeit; die unruhigen Jahre, die zunächst auch über Deutschland hereinbrachen, waren Unternehmungen, wie Anton sie beabsichtigte, nicht günstig. Endlich aber kam die ersehnte Stunde doch und auch das ruhige Fleckchen Erde fand sich, wo Anton seine Plane ins Werk setzte. — Infolge der allgemeinen politischen Umwälzung wurden in dem Herzogthum, in dessen Grenzen die Oberndorf'schen Güter lagen, die Majorate gesetzlich aufgehoben, Graf Erdmann selbst bot die Hand zu einem Arrangement, mit welchem sich schließlich sämmtliche Lehnsvettern einverstanden erklärten und dem auch sein Schwiegersohn, Baron Albert, seine Zustimmung ertheilte.

Tante Lucinde erschien nicht wieder auf Schloß Oberndorf, selbst auch nicht zu Franziska's Hochzeit; sie zog sich in ein Fräuleinstift zurück, in welchem sie seit langem eine von ihr bisher unbenutzt gebliebene Präbende besaß, und erklärte, von der ganzen Welt nichts mehr wissen zu wollen. — Nicht den geringsten Antheil an diesem heroischen Entschlusse hatte ohne Zweifel die niederschlagende Erfahrung, die sie an ihrem geistlichen Freunde zu machen hatte. Derselbe heirathete nämlich das blonde Hannchen, Herrn Wendelmeier's Tochter und Erbin, legte seine Pfarre nieder und etablirte mit seinem würdigen Schwiegervater ein Speculationsgeschäft in Gütern, Häusern und Actien, das von Jahr zu Jahr mehr in Flor geräth.

Der Proceß gegen die aufständischen Bauern wurde infolge der bald darauf ausbrechenden politischen Umwälzung größtentheils niedergeschlagen. Schon vorher war es dem schönen Heinrich gelungen, aus dem Gefäng-

niß zu entkommen; er soll nach Amerika gegangen sein, wie man wissen will, nicht ohne heimliche Unterstützung des Grafen.

Dieser hat nach erfolgter Auflösung des Majorats das halbfertige Schloß, das sein Vater zu bauen begonnen und das so lange unvollendet geblieben, an Anton überlassen, durch den es zum Fabrikgebäude umgewandelt ist. Hier walten jetzt Eduard und Elise als glückliches Ehepaar, Eduard's Mutter wohnt bei ihnen und wiegt bereits Enkelchen auf dem Schose, der Name aber, an dem so viel Fluch haftete und der so lange ein Schrecken war weit und breit, ist jetzt geliebt und gepriesen in der ganzen Gegend — der Name Oberndorf.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Prutz, Robert Eduard,

Oberndorf Roman von Robert Prutz. In drei Theilen

Bd.: 3

Leipzig 1862